

Patricia St. John

Die silberne Straße



Patricia St. John

# Die silberne Straße



Verlag Bibellesebund Marienheide / Winterthur



Christliche Literatur-Verbreitung Bielefeld

11. Auflage 2007

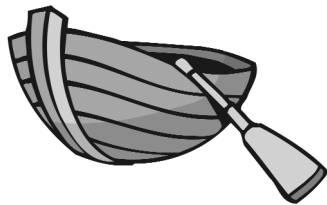
Originaltitel: »Three Go Searching«  
erschienen bei: Moody Publishers,  
820 N. LaSalle Blvd., Chicago, IL 60610, USA  
© 1966 by the Moody Bible Institute of Chicago  
genehmigte Übersetzung  
Deutsch von Mien Snitselaar  
© der deutschsprachigen Ausgabe 1985  
by Verlag Bibellesebund, Marienheide  
Umschlag: Georg Design, Münster  
Illustrationen: Oliver Popp  
Satz: Horst Klatt, Bielefeld  
Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-87982-741-1 (BLB)

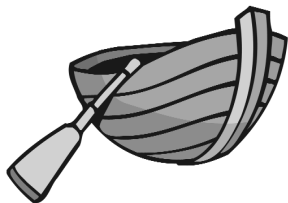
ISBN 978-3-89397-561-7 (CLV)

## Inhaltsverzeichnis

»Wie Sterne am nächtlichen Himmel« .....	7
Das geheimnisvolle Boot .....	17
»Sie gehören mir«.....	28
Die erste Spur .....	37
Der Weg nach Hause .....	48
Als die Sonne unterging .....	59
Eine silberne Bahn auf dem Meer .....	69
Das überraschende Treffen .....	76
Ein Lichtblick für Lela .....	85
Waffi wird nachdenklich .....	94
Verborgene Frucht .....	101
Die Schatten verschwinden .....	111
Als die Sonne aufging .....	122







## »Wie Sterne am nächtlichen Himmel«

**E**s war Schlafenszeit. Peter und David saßen in ihren Schlafanzügen auf dem großen Bett, während ihr Vater ihnen wie jeden Abend etwas vorlas. Aber heute war es anders als sonst, weil es der letzte Abend mit Peter war. Morgen würde er ins Internat fliegen, ganz allein mit dem Flugzeug. Und am anderen Ende der Reise würde ihn seine Großmutter erwarten. David wusste nicht recht, wie seinem Bruder jetzt zumute war.

Natürlich hatte Peter damit geprahlt, dass es ihm großartig ginge. Und als die Schuluniform angekommen war, war David grün geworden vor Neid. Aber jetzt saß Peter aufrecht und sehr still mit gekreuzten Beinen auf dem Bett. Sein schmales Gesicht war erhitzt, und seine hellen Haare standen wie Stacheln vom Kopf ab, denn er kam gerade aus der Dusche. Die Hände hatte er fest ineinander verschlungen und die Augen etwas traurig auf den Vater gerichtet. Auch den Vater schien es sehr zu beschäftigen, dass Peter sie verlassen sollte.

»Ich gebe dir vier Minuten Zeit, diesen Vers auswendig zu lernen«, sagte er und gab Peter die Bibel. »Ich möchte, dass du ihn nicht vergisst, wenn du fort bist.«

David mochte es nicht, wenn man ihn übergang. Er steckte seinen Kopf unter Peters Ellbogen durch wie ein kleiner Ziegenbock und versuchte, den Vers auch zu lernen. Die Worte waren ziemlich lang und schwierig, aber der Vater hatte vorher erklärt, was sie bedeuteten. Es waren die Worte aus Philipper 2,14+15. »Tut, was Gott gefällt, ohne Wenn und Aber! Dann seid ihr rein und

fehlerlos und erweist euch als Gottes vollkommene Kinder mitten unter verirrten und verdorbenen Menschen. Unter ihnen werdet ihr leuchten wie die Sterne am nächtlichen Himmel.«



Genau vier Minuten war es völlig still. Peters Lippen bewegten sich noch lautlos, als David einen lauten Seufzer ausstieß und sich unruhig zu bewegen begann. Er wünschte, es ginge schneller, denn sie wollten noch ein Abschiedsfest feiern. Die Mutter und Ruth waren schon so weit; er konnte sie im Nebenzimmer flüsternd hören. Endlich gab Peter das Buch zurück und wiederholte den



Vers fehlerlos, denn er war schon zehn Jahre alt. David sprach den Teil mit, den er konnte. Er war erst acht, es würde noch ein paar Monate dauern, bis er neun Jahre alt wurde.

Einige Minuten später waren sie fertig und konnten zu Mutter und Ruth ins Wohnzimmer gehen. Sie setzten sich alle auf einen Teppich um einen kleinen Tisch herum, der knapp zwanzig Zentimeter hoch war. Es wurde ein herrliches Fest mit gesalzenen Erdnüssen, Gebäck, Orangensaft und Kartoffelchips – alles Dinge, die Peter besonders gern mochte. Und weil er zu Weihnachten nicht bei ihnen sein würde, zündeten sie eine Kerze an und schalteten das Licht aus. An diesem Abend waren sie alle geborgen im gemütlichen Kreis des Kerzenlichts. Die Kinder waren so fröhlich wie immer. Keines von ihnen ahnte, dass die Eltern, die auch fröhlich schienen, in ihren Herzen dachten: ›Dies ist das letzte Mal, dass wir so als ganze Familie zusammen sind. Wenn wir Peter wiedersehen, wird er so vieles über die Welt außerhalb des Kerzenlichts gelernt haben. Vielleicht wird er sich dann zu erwachsen vorkommen, um noch an einem kleinen Fest im Schlafanzug Freude zu haben.‹

Schließlich kam das Ende, denn Ruths Lockenkopf wurde schwer, und die Kerze war heruntergebrannt. Sie wuschen sich die klebrigen Finger, putzten sich die Zähne und krochen ins Bett. Die Mutter kniete lange neben Peter und sprach mit leiser Flüsterstimme mit ihm. David, der eilig ins Bett gesteckt und geküsst worden war, lag still da und dachte darüber nach, ob er fröhlich oder traurig sein würde, wenn seine Abschiedsstunde im nächsten Jahr käme.

Am Morgen waren alle in Eile. Sie mussten um halb neun am Flughafen sein, und der lag weit draußen vor der Stadt. Der Vater, der Arzt war, verabschiedete sich,

als sie noch am Frühstückstisch saßen, denn er musste ins Krankenhaus hinauf. So fuhren David, Ruth und Peter mit der Mutter allein zum Flugplatz. Alle waren auf dem Vordersitz zusammengedrängt, weil niemand weit weg auf dem Rücksitz sein wollte. Lumpi, der kleine schwarze Hund, wollte auch mit. Aber weil er die Vorschriften am Flughafen nicht kannte, ließ man ihn besser zu Hause.

Es war sehr heiß auf dem Platz, auf dem sie warten mussten. Das Flugzeug stand schon bereit. Ein schöner silberner Vogel mit blauen Propellern. An jedem anderen Tag wären alle begeistert gewesen, aber heute schienen die Minuten davonzufiegen; man konnte sie nicht aufhalten.

Das Schrecklichste für David war, dass Peter plötzlich so klein aussah. In seiner gewöhnlichen Kleidung, den Shorts und dem Sporthemd, hatte er wie ein großer, starker Junge ausgesehen, mit kräftigen, geschmeidigen Muskeln. Aber in seiner neuen grauen Hose, der schwarzen Klubjacke, die absichtlich ein bisschen zu groß gekauft worden war, und mit der Schülermütze, die bis zu den Augen hinunterreichte, sah er aus wie ein Zwerg. David konnte es nicht fassen, dass sein Bruder so klein schien in seinen reichlich bemessenen neuen Kleidern. Er überlegte schon, wie er wohl aussehen würde nächstes Jahr.

Die Stimme im Lautsprecher forderte die Passagiere auf, im Flugzeug Platz zu nehmen. Peter, ziemlich bleich, warf die Arme um Mutters Hals und drückte sich einen Augenblick ganz fest an sie. Dann küsste er Ruth auf die Wange, gab David die Hand und lief dann hinter den anderen Passagieren her. Mappe und Pass hielt er fest umklammert. Er hatte keine Hand frei, um die Tränen abzuwischen, die über sein Gesicht liefen. Er wurde kleiner und kleiner, bis er im silbernen Leib des

Flugzeugs verschwand. Kurz darauf erschien er an einem Fenster und winkte. Er hatte sich brennend einen Fensterplatz gewünscht. Er hatte wohl auch sein Taschentuch gefunden, und so fühlte er sich ohne Zweifel etwas besser. Ein paar Minuten später fingen sich die Propeller an zu drehen. Die große Maschine bewegte sich majestätisch die Startbahn entlang, wendete, hielt an, kam aufheulend zurück und erhob sich ins Blaue. David wusste, dass Peter jetzt nicht weinen, sondern die Tragflächen und Propeller beobachten würde. Sicher hatte er in diesem Augenblick alles und alle vergessen.

Aber unten auf dem heißen Boden war es einsam und leer. Mutters Augen waren voller Tränen, und David fühlte einen sonderbaren Schmerz in der Brust. Nur die rundliche kleine Ruth war unbeschwert, sie vergnügte sich auf ihre Weise und hüpfte auf einer Gepäckwaage auf und ab.

Sie gingen zum Wagen zurück und fuhren schweigend durch die heiße, ausgedörrte Landschaft, die keine Spuren von Grün zeigte: nichts als Erde voller Risse unter dem sengenden Blau. David dachte: »Mir ist egal, ob ich mit einer Düsenmaschine oder einem Kometen reisen kann! Ich will nicht allein so weit weggehen und Mama ein Jahr lang nicht sehen. Warum müssen wir bloß in einem fremden Land leben? Warum können wir nicht alle nach England zurückkehren und Peter zu Weihnachten wiedersehen?«

Er konnte plötzlich nicht begreifen, warum sie nicht alle schon lange auf diese tolle, einfache Idee gekommen waren. Es schien so selbstverständlich. Er dachte den ganzen Heimweg daran, während er den Kopf aus dem Fenster streckte, denn der Wind tat seinem gebräunten Gesicht gut. Es bedrückte ihn nicht, dass die Mutter kein Wort sagte; er wusste, dass ihre Gedanken hoch oben im blauen Himmel irgendwo über dem Meer wa-

ren. Auch Ruth machte sich nichts daraus. Sie war auf den Rücksitz geklettert und hüpfte dort herum. Sie sang ein Liedchen, das weder Melodie noch Rhythmus hatte, nur ein paar fröhliche Worte.

Sie fuhren durch das große Doppeltor, das auf das Gelände des Krankenhauses führte, und dann hinunter zu ihrem Haus. Drinnen war es kühl und schattig. Sie setzten sich in die Küche und aßen eine Kleinigkeit, um über die traurige Stimmung hinwegzukommen. Als sie alle mit Milch und Gebäck versorgt waren, stützte David plötzlich die Ellbogen auf den Tisch und sagte: »Mama, ich will nicht von dir fort in ein anderes Land. Ach, wäre Papa doch ein Arzt in England, dann müssten wir nicht ins Internat. Es war so schön in England im Heimaturlaub! Erinnerst du dich nicht mehr, Mama? Dort könnten wir immer alle zusammen sein. Bitte Papa doch darum!«

Davids Mutter antwortete lange nicht. Sie legte ihr Kinn auf die braunen Locken von Ruth, die sich an die Mutter geschmiegt hatte.

»Das geht nicht, David«, sagte sie schließlich. »Schau, wir sind hierher geschickt worden, wie ein Botschafter von einem Staat in ein anderes Land gesandt wird. Ein Missionar ist jemand, der gesandt ist.«

»Gesandt? Wozu?«, fragte David.

»Um den Menschen, die das nicht wissen, zu erzählen, dass Gott sie liebt und dass Jesus starb, um sie zu retten. Und um ihnen zu zeigen, wie man jeden Tag mit Jesus Christus lebt, wie man betet und das tut, was Gott gefällt. Jesus starb für alle Menschen, aber nicht alle wissen das. Wir müssen es ihnen erzählen und ihnen den Weg zeigen.«

»Könnt ihr das nicht in England tun?«, fragte David. »O Mama, bitte doch Gott, dass er euch nach England schickt. Ich möchte niemals so weit weg sein von euch.«

»Aber es gibt viele, viele Kirchen und Christen in England«, erklärte seine Mutter, »und jeder Mensch, der Jesus Christus kennenlernen will, kann eine Bibel kaufen und sie lesen. Wenn alle Missionare in England bleiben würden, wäre es so, als stünden viele brennende Kerzen in einer Ecke eines großen, dunklen Hauses, und das ganze übrige Haus wäre stockfinster. Aber je dunkler ein Ort ist, umso nötiger braucht er Licht. Und wenn es für uns auch schrecklich ist, dass ihr uns verlassen müsst, so sind dein Vater und ich doch froh, dass wir an einen so dunklen Platz gesandt worden sind. Hier draußen gibt es Hunderte von Städten und Dörfern, wo die Leute nicht lesen können und nie etwas von Jesus, dem Erlöser, gehört haben. Darum arbeiten der Vater und die Krankenschwestern so hart. Wenn es hier kein Krankenhaus gäbe, würden die Leute nicht kommen. Und wenn sie nicht kämen, würden sie niemals etwas von Jesus hören.«

»Eine Menge brennender Kerzen in der Dunkelheit«, wiederholte David lebhaft. »Das ist so wie Peters Vers gestern Abend. Kennst du ihn, Mama? ›Ihr werdet unter den Menschen leuchten wie die Sterne am nächtlichen Himmel.« Vater hat es uns gestern erklärt, mir und Peter. Mama, können auch Kinder Missionare sein?«

»Sicher«, antwortete sie. »Ein Missionar möchte anderen Menschen durch sein Beispiel zeigen, wie ein Leben aussehen kann, in dem Jesus Christus die Hauptrolle spielt. Manchmal sprechen die Taten viel lauter als viele kluge Worte. Es ist sehr wichtig, zu tun, was Gott gefällt und richtig ist.«

Da hörten sie ein Geräusch im Flur. Ein kleines, braunes Gesicht mit dunklen Augen und schwarzem, krausem Haar spähte um die Tür. Es war Waffi, ein Kind aus der Nachbarschaft. David schaute ihn mit neuen Augen an. Bis jetzt hatten alle Kinder aus der

Umgebung immer zusammen gespielt. Peter war ihr Anführer gewesen. Jetzt wurde David klar, dass er auf eigenen Füßen stehen und seine Spielgefährten selbst finden musste. Denn wenn er Ruth auch sehr mochte, zählte sie doch nicht, weil sie zu klein war. Es gab keinen zweiten Anführer wie Peter. Aber vielleicht könnten er und Waffi doch miteinander Spaß haben. Waffi war aufgeweckt und abenteuerlustig und ungefähr so alt wie er, so weit man das wissen konnte.

Schwarze Augen und blaue Augen starrten sich vorsichtig prüfend an. Dann wandte sich David an seine Mutter: »Darf ich mit Waffi gehen?«, fragte er. »Dürfen wir am Strand spielen?«

Die Mutter blickte zum sandigen Strand hinunter, der die kleine Bucht am Fuß eines grasbewachsenen Abhangs umgab. »Ja«, antwortete sie, »dort, wo ich dich sehen kann. Eine Viertelstunde vor dem Essen werde ich mit der Glocke läuten. Nimm Lumpi mit!«

Es machte Spaß, den Pfad, der zur Bucht führte, hinunterzurutschen. David in seinen Sandalen war nicht so geschickt wie der barfüßige Waffi. Lumpi bellte erleichtert. Er hatte gespürt, dass mit der Familie etwas nicht in Ordnung war. Sie waren einfach weggegangen und hatten ihn angebunden zurückgelassen! Er hatte gerochen, dass sie alle bedrückt waren. Und außerdem: Wo war Peter? Aber am Strand herumzutollen, war lustig, und alles schien wieder in Ordnung zu sein. Lumpi machte einen Luftsprung und schnappte nach einem Schmetterling.

Der Strand unterhalb des Hauses war ein einladender Ort. Das Wasser war warm und seicht, und träge Wellen überspülten die heißen Steine. Es war ein einsamer, verlassen Winkel; kaum jemand anders kam hierher als hin und wieder ein Fischer. Denn der eigentliche Badestrand mit dem feinen Sand, der sich kilometerweit hinstreckte, lag auf der anderen Seite der Landzunge.

Dort badeten Hunderte von Leuten. Aber kleinen Jungen, denen die Kieselsteine nichts ausmachten, gefiel es hier besser. Es gab Felsen, die weit ins Wasser hineinragten, aufregende kleine Buchten und dunkle Höhlen, von denen die Erwachsenen nichts wussten. Davids Vater kam an seinen freien Tagen manchmal mit hinunter. Er, Peter und David waren schon mit Taucherbrillen ausgerüstet hinausgeschwommen, um nach Muscheln auf den Felsen unter Wasser zu suchen. Muscheln schmeckten herrlich, wenn sie in Salzwasser gekocht, mit kleinen Spießen herausgeholt, mit Essig beträufelt und mit Brot und Butter gegessen wurden.

»Komm mit zum Ende des Felsens«, sagte Waffi, »dann klettern wir auf die andere Seite hinüber. Die Flut ist vorbei, da können wir in der kleinen Bucht da hinten fast stehen.«

David warf seine Sandalen ab und ließ Lumpi zurück, damit er sie bewachte. Der Hund mochte nicht in den Felsen herumklettern. Wenn ihn eine Welle ansprang, musste er zurückweichen, das hatte er inzwischen herausgefunden. Wenn er die Welle nämlich im Gegenangriff anspringen wollte, fiel er nur ins Wasser, und das war nicht so lustig. Aber David und Waffi, die kletterten gern. Mit Fingern und Zehen arbeiteten sie sich die Felsbänder entlang, an denen die Seeanemonen hingen und das Wasser gurgelnd durch die Spalten drang. Es war ein stiller Tag; kein Mensch war zu sehen.

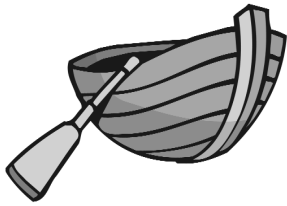
David liebte diesen Felsen. Am Ende teilte er sich und bildete eine kleine Bucht, in der man bei Flut schwimmen und bei Ebbe herumplanschen konnte. Der Boden der Bucht war zerklüftet, das machte die Wellen ziemlich rau. Er hatte niemals Fischer hier draußen gesehen. Er glaubte, es wäre ganz allein seine Bucht, weil er sie entdeckt hatte. Als besondere Gunst hatte er sie Peter und Waffi gezeigt. Wenn er an den schlüpfrigen Wänden

entlangkletterte, verlor sein Fuß manchmal den Halt und er fiel ins Meer. Aber das machte ihm gar nichts aus, denn David konnte schwimmen wie ein Fisch.

Er hatte die Stelle erreicht, wo der Felsen sich teilte. Er schaute in die Bucht hinunter und stieß vor ärgerlicher Überraschung einen kurzen, scharfen Ruf aus.

Ein eiserner Ring war in den Felsen hineingetrieben worden, und ein kleines Boot lag angekettet zwischen den Steinen.





## Das geheimnisvolle Boot

»Seeräuber!«, sagte David.

»Schmuggler!«, sagte Waffi, der besser Bescheid wusste.

Beide Jungen lagen lange schweigend über dem felsigen Einschnitt und schauten hinunter auf das kleine Boot. David sehnte sich nach Peter. Der wäre zwar genauso verblüfft gewesen wie er. Aber er hätte gleich gewusst, wie sie es anstellen mussten, um das größtmögliche Abenteuer aus der Sache herauszuholen. Waffi hatte nicht viel Fantasie, und David war eher furchtsam. Er blickte zum Haus hinauf und hoffte, dass seine Mutter ihn vom Fenster aus beobachtete.

»Ich glaube, es ist Essenszeit«, sagte er, »ich denke, wir müssen nach Hause gehen. Wahrscheinlich ist es nur ein Fischerboot.«

Waffi schüttelte den Kopf. »Schmuggelei!«, sagte er mit Nachdruck. »Das machen sie die ganze Zeit. Mein Vater fährt einen Lastwagen. Die Polizei hält alle auf der Landstraße an. Vor ein paar Tagen haben sie einen Mann erwischt mit einer Ladung Heu. Sie zogen es auseinander und fanden Flinten darin, die er an die Grenze bringen sollte. Wir wollen das kleine Boot beobachten. Aber sag niemandem etwas davon, hörst du?«

Wie Krabben krochen sie auf allen vieren über den Felsgrat zurück und ließen sich auf den Strand fallen, um auszuruhen. Die heiße Septembersonne brannte herunter, aber der Wind war angenehm, und es gab allerhand zu beobachten. Rechts von ihnen konnten sie

die Hafenumauer jenseits der Landzunge sehen, und ein großes amerikanisches Kriegsschiff lag in der Bucht vor Anker. Weit drüben hob sich der Leuchtturm deutlich gegen das Blau des Himmels ab. Sie vergruben ihre Beine im Sand. Dann versuchten sie, flache Steine über die Wasseroberfläche hüpfen zu lassen, bis sie die Glocke hörten, die zum Abendessen rief.

»Du brauchst keine Viertelstunde, bis du oben bist«, sagte Waffi.

»Das ist mir egal, ich gehe jetzt«, sagte David, während er seine Sandalen anzog. Er wusste selbst nicht warum, aber er fühlte sich sonderbar erleichtert, als er den Strand hinaufkletterte. Am liebsten wäre er über den Zaun hinter ihrem Haus gestiegen, um den Weg abzukürzen, aber Waffi wollte den Umweg über die Straße nehmen, wo es einen Laden gab. Er hatte ein paar Münzen für Kaugummi in der Tasche. Als sie die Straße fast erreicht hatten, sahen sie ein kleines Mädchen an einem Zaun im Schatten liegen. Es schlief. Zwei große Körbe mit Trauben standen neben ihm.

Waffi blieb stehen. Seine Augen hingen an den Trauben. David sah auf das kleine Mädchen hinunter. Sein Schlaf war sehr unruhig. Es warf sich hin und her und murmelte etwas. Als es sich umdrehte, bemerkte er, dass es einen Buckel hatte, und seine Beine waren zu dünn für den Körper. Lumpi beschnupperte es misstrauisch und ließ den Schwanz hängen.

Waffi blickte sich verstohlen um, ging auf Zehenspitzen zu den Trauben und stopfte sich eine Handvoll in den Mund. Dann versuchte er, David Trauben in den Mund zu stecken.

»Das dürfen wir nicht, das ist gestohlen!«, sagte David leise und versuchte auszuweichen. Dafür hatte Waffi kein Verständnis. »Blöder Kerl«, flüsterte er zornig. »Vorhin hattest du schon Angst beim Boot; jetzt hast du

Angst, erwischt zu werden. Wenn du immer gleich Angst hast, dann spiel doch mit deiner kleinen Schwester. Ich spiele mit den großen Jungen, die fürchten sich nie. Kamal hat neulich eine große, reife Melone gestohlen, direkt unter dem Schaufenster weg.«

David war ganz durcheinander. Er sehnte sich danach, ein starker, tapferer Junge zu sein wie Peter. Aber Peter hätte sicher nie etwas gestohlen. Schrecklich, wenn die Jungen nicht mehr mit ihm spielen wollten! Dann wäre er ganz allein. Vielleicht gab es verschiedene Arten der Tapferkeit. Er würde darüber nachdenken. Aber jetzt wollte er doch lieber die Trauben nehmen. Er streckte seine Hand aus.

»Gut«, sagte er schroff und fühlte sich dabei sehr unglücklich, »gib mir ein paar, ich bin nicht ängstlicher als du.«

»Das kleine Mädchen wird schon nicht aufwachen«, sagte Waffi. »Es ist krank. Schau, es wirft sich herum und spricht im Schlaf. Hier, nimm noch ein paar! Sie sind schön reif und saftig.«

Sie setzten sich auf den Boden und schoben die süßen blauen Früchte in den Mund. David fand, wenn er nun schon einmal mit dem Stehlen begonnen hatte, konnte er auch weitermachen. Die Trauben schmeckten sehr gut. Er überlegte, wer das kranke Kind wohl hiergelassen hatte. Fliegen krabbelten über seine Augen und Lippen. Doch David brauchte sich nicht lange den Kopf zu zerbrechen. Lumpi sprang plötzlich auf und begann zu bellen. Ein Einheimischer mit schwarzem Bart bog um die Ecke. Ihm folgte seine Frau, die ein Baby auf dem Rücken trug.

Waffi sah den Mann rechtzeitig. Er war sein Leben lang davongerannt und ausgekniffen. Und das tat er auch jetzt. Er schoss mitten auf die Straße, fast in die Beine des Mannes hinein. Nur ein Windhund hätte es mit diesen flinken braunen Füßen aufnehmen können.

Aber David kehrte den Ankommenden den Rücken zu. So hatte er noch kaum bemerkt, was vorging, als ihn eine harte Hand am Nacken packte.

»Ich werde die Polizei auf dich hetzen«, schimpfte der Mann und drehte Davids Kopf zu sich herum. Gleichzeitig versetzte er dem kleinen schwarzen Hund einen wohl gezielten Fußtritt, sodass dieser wütend aufjaulte.

Als er dann die erschrockenen blauen Augen sah, merkte der Mann, dass dies kein Kind seiner eigenen Rasse war, und wurde vorsichtiger.

»Wer bist du?«, fragte er grob.

»Der Sohn vom Doktor«, antwortete David zitternd.  
»Es tut mir leid, ich habe nur ein paar genommen.«

Neugierde zeigte sich auf dem dunklen Gesicht des Mannes. Während er David noch festhielt, stieß er mit dem Fuß nach dem kleinen Mädchen. »Steh auf!«, rief er.

Das Kind, das jetzt wach war, stöhnte nur. Es versuchte, den Kopf zu heben, aber er fiel ins Gras zurück. Die Frau blickte traurig drein und bückte sich zu der Kleinen hinunter.

»Es geht nicht, Mann«, sagte sie. »Das Kind kann nicht gehen, und wir können es nicht tragen, zusammen mit dem Baby und den Trauben und den leeren Körben. Wenn du heute Abend noch ins Dorf kommen willst, musst du sie zurücklassen. Das Krankenhaustor ist schon geschlossen. Sie werden sagen, dass wir zu spät dran sind. Aber wenn das da der Sohn des Doktors ist, dann schick ihn zu seinem Vater, damit er das Kind aufnimmt. Es sind barmherzige Leute. Wenn sie es sehen, werden sie es tun.«

»Ich will meinen Vater suchen«, sagte David eifrig. Er war heilfroh, dass er dadurch die Aufmerksamkeit des Mannes von sich weglenken konnte. »Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen den Weg.«

»Gut«, sagte der Mann, der nach Hause wollte. »Du bleibst hier, Frau, und passt auf die Trauben auf, und du

bringst mich zu deinem Vater. Ich werde nichts von den Trauben sagen. Aber wenn du mich im Stich lässt oder betrügst, rufe ich die Polizei.«

Er hob das Mädchen auf und folgte David. Waffi war nirgendwo zu sehen. Das große Krankenhaustor war geschlossen, aber David kannte den Nebeneingang. Er musste auf jeden Fall seinen Vater erreichen.

»Warten Sie hier«, sagte er zu dem Mann und deutete auf eine niedrige Steinstufe beim Tor. Dann rannte er durch den Garten und schlüpfte durch die Hintertür in die Klinik.

Eine kleine Menschengruppe wartete noch auf die Untersuchung. Sein Vater würde wieder spät zum Essen kommen.

»Papa!«, rief David, drängte sich durch die Kranken hindurch und erreichte den Tisch, an dem sein Vater saß. »Da ist ein krankes Mädchen, das du versorgen musst!«

»Das wäre nicht das erste«, sagte sein Vater und unterbrach für einen Augenblick seine Arbeit, um seinen Sohn anzusehen. Davids Hemd war nass und schmutzig. Sein glattes Haar war zerzaust. Die Augen waren groß und sehr blau, und die Nase war mit Sommersprossen bedeckt. Eigentlich durfte er hier nicht herein, aber vielleicht war es etwas Wichtiges.

»Wo hast du das Mädchen gefunden«, fragte der Vater, »und was fehlt ihm?«

»Bei einem Zaun«, erklärte David, »und sie ist viel schlimmer krank als die Leute hier. Und ihr Vater hat sie getreten.«

»Nun gut«, sagte der Arzt, »bring sie herein; ich werde sie anschauen.«

David rannte davon. Nach ein paar Minuten war er mit dem Mann wieder da. Dieser war entschlossen, seine Last so bald wie möglich loszuwerden.

»Sie hat nichts mit mir zu tun«, sagte er, indem er das Mädchen dem Doktor entgegenstreckte. »Ihre Eltern sind beide letztes Jahr an Typhus gestorben. Wo gibt es in dieser Welt einen Platz für ein buckliges Kind ohne Eltern? Niemand wollte sie haben, aber meine Frau hat sie aufgenommen, und sie hat ihr dafür im Haushalt geholfen. Heute ging sie mit uns zum Markt und trug zwei Körbe mit Trauben. Aber unterwegs wurde ihr schlecht. Ich konnte die Trauben nicht auch noch tragen und ließ das Mädchen damit bei einem Zaun zurück. Nachdem ich einen Sack Getreide gekauft hatte, kam ich zurück und fand sie in diesem Zustand vor. Wie könnten wir alles zusammen in unser Dorf tragen, sie und unser Baby, das Getreide, die Trauben und die leeren Körbe! Und überhaupt, sie gehört uns nicht, und wir wollen kein krankes Kind im Haus haben.«

Er hielt das kleine Geschöpf weit von sich, als würde er es am liebsten fallen lassen. Der Arzt nahm ihm die Kleine vorsichtig ab und legte sie auf eine Liege. Sie war ganz still und schien weder zu hören noch zu bemerken, dass niemand sie haben wollte. Es war schwer zu sagen, wie alt sie war. Ihr verkrüppelter Körper war sehr klein, aber ihr Gesicht sah alt und eingefallen aus. David fühlte, wie sich ihm die Kehle zuschnürte, als er sie betrachtete. Er wandte sich ab und lief aus dem Zimmer. Sie war jetzt in Sicherheit; sein Vater und die Krankenschwestern würden für sie sorgen.

Die Mutter hielt schon Ausschau nach ihm, als er den Weg hinunterlief. »Du bist spät dran, David«, sagte sie. »Es ist schon mehr als eine Viertelstunde her, seit ich geläutet habe.«

»Ich kann nichts dafür, Mama«, keuchte er. »Ich hatte ein Abenteuer. Ich fand ein armes, kleines, buckliges Mädchen, und es ist sehr krank. Niemand will es haben,

und der Mann stieß mit dem Fuß nach ihm; da brachte ich es zu Vater. Glaubst du nicht, Mama, dass das Mädchen zu uns kommen und mit uns leben kann, wenn es ihm wieder besser geht? Niemand will es haben.«

Die Mutter lächelte. »Ich werde das kleine Mädchen besuchen«, sagte sie. »Ich nehme an, irgendjemand wird sich um es kümmern. Wasch dir jetzt die Hände, wir wollen essen. Ist Vater bald fertig?«

»Nein«, sagte David, »es sind noch viele Leute da. Mama, wir haben ein kleines, geheimnisvolles Boot gefunden. Es ist zwischen zwei Felsen angekettet. Glaubst du, es könnten Schmuggler sein?«

»Ich nehme an, es ist ein Fischerboot«, sagte seine Mutter und band Ruth das Lätzchen um. »Komm und setz dich, David, wir wollen lieber nicht warten. Ja, Ruth, ich höre, aber iss erst deine Suppe und erzähl mir dann den Rest.«

Ruth versuchte eine lange Geschichte zu erzählen von einer Katze, die ihre Jungen hinter den Mülltonnen großzog. Das war zwar ein ziemlich ungesunder Platz, wo die Kinder eigentlich nicht hingehen sollten. Aber jetzt war er für alle ein besonderer Anziehungspunkt geworden.

David ließ sie plappern, während er schweigend aß. Er fühlte sich sehr unglücklich und allein. Peter war weg, und sie würden ihn ein ganzes Jahr lang nicht mehr sehen. Das war fast so lange wie ewig. Und dann das kleine Mädchen, das so still dalag und das niemand haben wollte. Aber das Schlimmste von allem war: Er hatte Trauben gestohlen und konnte es niemals jemandem erzählen! Vielleicht musste er sogar weiter stehlen, denn Waffi stahl gerne. Er würde ihn einen Feigling nennen, wenn er nicht mitmachte, und es allen anderen Jungen erzählen. David schob plötzlich seinen Teller weg.

»Ich habe keinen Hunger mehr«, sagte er, »ich glaube, mir ist schlecht.« Während er das sagte, kam sein Vater nach Hause.

»Nun«, fragte er, »wie war der Abschied von Peter?«

Sie redeten weiter über Peter, und Ruth erzählte von den Katzen hinter der Mülltonne. Es war ihr egal, ob jemand zuhörte oder nicht.

David stand auf und lehnte sich an Mutters Schulter. Niemand wunderte sich, dass er traurig war. Sie waren alle betrübt, weil Peter fort war.

»Übrigens«, sagte seine Mutter schließlich, »David hat mir von einem kranken kleinen Mädchen erzählt. Was ist mit ihm los?«

»Ich weiß noch nicht recht«, sagte Davids Vater. »Die Kleine ist in die Pflegestation aufgenommen worden. Ich werde sie nach dem Essen noch einmal besuchen. Sie ist sehr krank, mager und vernachlässigt. Ich weiß nicht, ob wir viel für sie tun können. Das Traurigste an der Sache ist, dass sie niemanden hat, wenn sie wieder gesund wird. Wo soll sie hingehen? Sie ist nur ein kleines Dienstmädchen.«

Waffi tauchte nach dem Essen nicht mehr auf und auch nicht am nächsten Morgen. Das war auch gut so, denn David hatte allen Grund, wütend auf Waffi zu sein. Er hatte nicht nur gestohlen, sondern war noch dazu weggerannt und hatte David mit dem Mann allein gelassen. Aber das Leben war ziemlich langweilig ohne ihn und Peter. Keiner von Peters anderen Freunden war gekommen, um ihn abzuholen, und Ruth wollte nur mit ihren Puppen spielen oder die Katze mit den Jungen besuchen. Also baute er sich aus Bambusstäben ein Zelt im Garten. Aber allein machte das keinen rechten Spaß. So war David froh, als Waffis pffiffiges Gesicht gegen Sonnenuntergang am Gartentor erschien. Er war bereit, Vergangenes zu vergessen.



»Ich kann nicht bleiben«, sagte Waffi. »Mein Vater hat mich zum Laden geschickt. Ich kriege es mit ihm zu tun, wenn ich nicht schnell wieder zurück bin. Aber heute Morgen ging ich früh zur Bucht hinunter. Das kleine Boot war weg. Es ist nicht am Tag fortgefahren. Ich habe es gestern von der Klippe aus den ganzen Abend beobachtet. Es fuhr in der Dunkelheit weg, David, ohne Lichter!«

»Woher weißt du das?«, fragte David. »Hast du nicht geschlafen?«

»O, ich bin wach geblieben und habe aus dem Fenster geschaut«, schwindelte Waffi. »Ich habe es meinem Vater erzählt, und er sagte, ich solle das kleine Boot beobachten. Also, David, wir müssen jeden Tag hingehen. Bitte deine Mutter, dass sie morgen mit uns zum Berg hinauffährt, damit wir uns Angelruten machen können. Wenn wir an den Strand gehen und so tun, als würden wir dort an der Ecke angeln, merkt man nicht, dass wir die Bucht beobachten.«

David war beeindruckt. Dies war ein richtiges Abenteuer, und sein Herz erwärmte sich für Waffi.

»Gut«, sagte er, »ich werde meine Mutter darum bitten. Komm morgen nach dem Frühstück zu uns.«

»Ich komme«, sagte Waffi und verschwand eilig durch das Gartentürchen. David saß am Eingang seines Zeltens und schaute übers Meer. Lumpi hatte den Kopf auf seine Füße gelegt. Zu seiner Linken, wo die Küste in den Ozean hineinragte, stand der Himmel in Flammen. Dann verblichen die rosigen Wolken, und es begann dunkel zu werden. Ein heller Stern strahlte über der Landspitze auf. Nur einer! Je dunkler der Himmel wurde, desto heller leuchtete er. Bald würden andere dazukommen. »Wenn nur Waffi nicht so ein schlimmer Junge wäre«, dachte David. Er wollte so gerne tun, was Gott gefiel, und wie ein Stern am schwarzen Himmel

leuchten. Aber es war so schwer! Er stand auf und ging langsam ins Haus. In der Dämmerung roch man schon die langen weißen Blüten des Tabakbaums, die nur nachts duften.

»Komm, David«, sagte die Mutter, »es ist Schlafenszeit. Zieh dich aus und vergiss nicht, dir deine Knie zu waschen, sie sind ganz schwarz.«

»Ja«, sagte David, »und liest du mir dann Peters Vers vor? Wie hieß er noch mal: ›Ihr werdet leuchten wie Sterne am Himmel ...‹ Ich weiß nur noch diesen Teil.«

»Wir werden den Vers suchen, wenn du fertig bist«, sagte die Mutter. »Ruth ist gleich so weit. Geh schnell ins Bett, dann komme ich zu dir.«

Als sie an seinem Bett saß und ihm den Vers vorgelesen hatte, fragte er: »Was bedeutet das, Mama?«

»Es bedeutet«, sagte sie, »dass du gut sein und das Richtige tun kannst, wenn du ein Kind Gottes bist und deshalb Jesus gleichst. Selbst dann, wenn du mit schlechten Leuten zusammen bist. Du wirst auch dann scheinen wie ein Stern am dunklen Himmel.«

»Aber was ist ein Kind Gottes?«, fragte David.

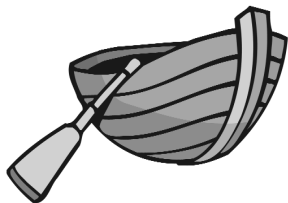
»Du bist unser Kind, weil ich dich geboren habe und du nun unser Leben teilst«, antwortete seine Mutter. »Ein Kind Gottes ist jeder Mensch, der Jesus, Gottes Sohn, in sein Herz aufgenommen hat. Es gibt einen Vers, der sagt es: ›Aber allen, die ihn – damit ist Jesus gemeint – aufnahmen und ihm ihr Vertrauen schenkten, gab er das Recht, Gottes Kinder zu werden.‹ Es ist etwas Herrliches, ein Kind Gottes zu sein. Man ist dann so geborgen bei Gott wie ein kleines Kind im Schoß seiner Mutter.«

Ein paar Minuten wartete sie ruhig ab. David lehnte seinen Kopf gegen ihre Schulter, wie er es immer tat, wenn er ihr etwas erzählen wollte, das ihn bedrückte. Aber heute war er noch nicht bereit und auch sehr müde. So betete sie mit ihm, küsste ihn und deckte ihn

zu. Dann wanderte ihr Blick zu dem leeren Bett neben ihm. Peter würde schon in einem fremden Schlafsaal ins Bett gegangen sein. Er hatte sicher seinen neuen, blau gestreiften Schlafanzug an, den er sich selbst ausgesucht hatte.

»Mama«, sagte eine schläfrige Stimme, »kannst du uns morgen auf den Berg hinauffahren, damit wir uns Angelruten machen können? Und ... ein kleines Boot fährt ohne Lichter in der Dunkelheit. Und Mama ... morgen will ich ein Kind Gottes sein.«

David war eingeschlafen.



»Sie gehören mir«

Es war ein herrlicher Morgen für die Fahrt auf den Berg. Waffi lauerte und guckte schon durch die Hecke, lange bevor die Familie ihr Frühstück beendet hatte. Er hatte es nicht nötig, sich hinter der Hecke zu verstecken, denn jeder wusste, dass er da war. Aber er liebte alles Geheimnisvolle. Offen durch das Tor hineinzugehen, hätte ihm die ganze Stimmung des Tages verdorben.

Sie konnten nicht gleich losfahren, weil Davids Mutter auf Marianne warten musste, um mit ihr über das Essen und die Einkäufe zu sprechen. Marianne war eine sanfte Frau mit einem traurigen, geduldigen Gesicht. Seit zwölf Jahren kam sie jeden Morgen zu ihnen zur Arbeit. Als Peter, David und Ruth noch Babys waren, hatte Marianne sie in einem großen Tuch auf ihrem Rücken getragen. Sie liebte sie genauso, wie sie ihre eigenen Kinder geliebt hatte. Aber diese waren früh gestorben. Sie war sehr gern in der Familie, aber sie hatte nie daran gedacht, dass es auf Pünktlichkeit ankommen könnte. So war schon zehn Uhr vorbei, als sie endlich zum Tor hinausfuhren: die Mutter, David, Waffi, Ruth mit ihrer Puppe, Lumpi und ein Korb mit Limonade und Keksen.

David fuhr gern auf der Bergstraße. Sie wand sich um den Abhang, und wenn man zurückblickte, konnte man unter sich die Kurven sehen. Rechts stieg der Hügel steil an, und links fiel das Land ab ins Tal. Dahinter zeichneten sich hohe Berge gegen den Horizont ab. Die Mutter musste sehr vorsichtig um die Kurven fahren, denn dauernd hüpfen Ziegen mit ihren kleinen schwarzen

und braunen Jungen über die Straße. Genauso unvorsichtige kleine Hütejungen waren hinter ihnen her. Zum Glück war hier nicht viel Verkehr.

Immer wenn die Doktorfamilie diesen Weg hinauf fuhr, hatte sie einen besonderen Platz auf halber Höhe, wo sie picknickte. Im Frühling war es hier wie in einem Garten. Aber jetzt, in der trockenen Jahreszeit, gab es nur wenige Blumen. Gruppen von dicht gedrängten grauen Eukalyptusbäumen raschelten im leichten Wind und gaben angenehmen Schatten. Das dornige Gestrüpp an den Abhängen duftete süß in der heißen Luft. An den Hängen wuchsen auch harte kleine Büsche, und viele junge Triebe kamen aus der Erde.

Als sie alle eine Erfrischung zu sich genommen hatten, jagten sie eine Ziege weg, die gern den Rest gefressen hätte. Aber den brauchten sie später noch. Die Mutter begann zu stricken, und Ruth fing an, ein Haus für ihre Puppe zu bauen. David und Waffi kletterten mit Lumpi den Abhang hinauf. Es war sehr still auf dem Hügel. Sie kletterten von Baum zu Baum und suchten geeignete Zweige für ihre Angelruten.

Plötzlich hörten sie eine Stimme im sonderbaren Singsang der Einheimischen. Sie sang nur drei oder vier Töne, steigend und fallend in ununterbrochenem, eintönigem Rhythmus. Ein kleiner, schmutziger Junge, in Sackleinwand gekleidet, saß auf einem Felsen. Ziegen rupften um ihn herum die Pflanzen ab. Der Junge starrte David und Waffi mit weit aufgerissenen Augen an. Gewöhnlich gab es hier den ganzen Tag lang nichts zu sehen als nur den Hügel und die Herde. Zwei Jungen zu begegnen, war eine sehr erfreuliche Abwechslung.

David und Waffi trafen jeden Tag genug Jungen. Sie interessierten sich mehr für die Ziegen und achteten auf Lumpi, der sie jagen wollte. Zwei junge Tiere kämpften miteinander und stießen sich mit ihren stumpfen

Hörnern. Das eine war viel kräftiger als das andere. Plötzlich wich das kleinere zurück und hüpfte mitten auf die Straße. Im gleichen Augenblick ratterte ein großer, mit Steinen beladener Lastwagen um die Kurve.

Der kleine Ziegenhirte war blitzschnell auf den Füßen. Er schoss auf der Straße hinter dem Tier her, schlang den Arm um seinen Körper und purzelte mit ihm fast über die Böschung. Bremsen kreischten. Der Lastwagen schleuderte zur anderen Straßenseite hinüber, und die Steine kamen gefährlich ins Rutschen. Der Fahrer schrie den Ziegenhirten wütend an. Dann fuhr der Lastwagen in einer Wolke von Staub und Gestank weiter.

Kurze Zeit lag der Junge noch still im Graben und hielt das heftig zappelnde Tier umklammert. Seine Knie waren sehr zerkratzt, aber sonst war er unverletzt. Dann sprang er plötzlich auf, hob das Zicklein auf die Böschung hinauf, fluchte mit lauter, erboster Stimme hinter dem Lastwagen her und überquerte die Straße, als wäre nichts geschehen. Er ließ einen hellen, kurzen Pfiff ertönen. Ungefähr ein Dutzend Ziegen zottelten heran und folgten ihm, als er die Böschung hinaufsprang.

»Mir reicht's! Ich bringe sie von hier fort«, rief er den Kindern zu, die ihn beobachteten, »ganz hinauf zum Gipfel des Hügels. Dahin kommen keine Lastwagen.« Er machte sich auf den Weg und kletterte über die Felsen. Die Herde drängte sich zusammen, um sich ganz nah an ihn zu halten.

»Du hast aber die Hälfte zurückgelassen«, rief David. »Schau, das Kleine da irrt noch auf der Straße herum!«

Der Junge blickte zurück. »Das gehört mir nicht«, sagte er. »Ich kümmerge mich nur um meine eigenen. Diese zwölf gehören mir, das reicht. Die da gehören einem anderen Hirten. Dem sollen sie folgen.« Im nächsten Augenblick waren sie alle zwischen den Mimosen-

bäumen verschwunden. Die Spur ihrer kleinen Hufe verlor sich schnell auf der ausgedörrten Erde.

David und Waffi fanden geeignete Zweige und machten sich über eine rutschige Sandfläche auf den Rückweg. Sie hatten riesigen Spaß. Große Schmutzflecken blieben auf ihren Hosenböden zurück. Die Mutter und Ruth waren ein Stück die Straße hinaufgegangen, um nach ihnen zu sehen. Es war bald Zeit zum Mittagessen. Die Jungen schlitterten das letzte Stück hinunter und landeten mit einem Plumps und Geschrei zu ihren Füßen.

Die Küste war ein geheimnisvoller Ort geworden. Ein oder zwei Tage, nachdem das kleine Boot verschwunden war, liefen David und Waffi am frühen Morgen hinunter. Da war es wieder! Sie schwammen um den Felsen herum. Da lag es im Wasser und tanzte in der Bucht auf und ab, als ob es nie fort gewesen wäre.

»Es ist in der Nacht zurückgekommen«, sagte Waffi. »Gestern bei Sonnenuntergang war es noch nicht da. Jetzt müssen wir aufpassen. Wir wollen uns mit unserem Angelzeug dort hinter dem großen Felsen verstecken. Eines Tages werden wir etwas erleben!«

»Was werden wir erleben?«, fragte David atemlos, während er auf dem Felsen saß und mit den Beinen baumelte. Aber Waffi schüttelte nur geheimnisvoll den Kopf. David dachte: »Vielleicht weiß er gruselige Geheimnisse, vielleicht hat er aber auch keine Ahnung. Bei Waffi kann man sich nie sicher sein.«

Aber sie sahen nichts. Die ganze Woche hindurch angelten sie mit viel Geduld. Einmal fingen sie tatsächlich eine fette Sardine, brien sie und teilten sie sich zum Abendbrot. Aber das kleine Boot kam und fuhr weg, wenn es dunkel war. Jeden Abend standen sie am Zaun hinter dem Haus und hielten Ausschau, bis es zu dunkel wurde. Aber niemals bekamen sie das Boot bei

Sonnenaufgang oder -untergang am hellen Horizont zu sehen.

Dieses Boot beschäftigte David ununterbrochen.

Dem kleinen buckligen Mädchen ging es langsam besser. Er hatte keine Angst mehr um es. Seine Mutter hatte ihm versprochen, er dürfe es später mal besuchen. Die Trauben hatte er fast vergessen. Nur manchmal im Dunkeln dachte er daran. Aber er hatte sich selbst fest vorgenommen, nicht mehr auf Waffi zu hören, sondern gut zu sein. So meinte er, dass er sich darüber auch keine Gedanken mehr machen müsse. Schließlich brauchte er nur »Nein« zu sagen, wenn Waffi etwas Böses von ihm verlangte. Das konnte doch nicht schwer sein. Daher war das, was sich ein paar Tage später ereignete, eine ziemliche Überraschung.

Sie kletterten über die Felsen am äußersten Ende der Bucht, als Waffi plötzlich fragte: »Kennst du das tiefe Wasserloch gerade um die Ecke herum? Ich bin neulich hineingesprungen. Das würdest du nicht wagen.«

»Und ob ich das würde!«, fuhr David ihn an. »Ich kann besser springen als du. Mein Vater hat mich mit zum Fluss genommen, und ich bin vom zweiten Brett gesprungen. Nächstes Mal springe ich vom Turm hinter.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Waffi.

»Doch, es stimmt«, rief David.

»Also, dann spring von diesem Felsen aus in das Wasserloch, dann glaube ich dir«, sagte Waffi.

»Das geht nicht«, sagte David. »Meine Mutter hat verboten, dass ich auf der anderen Seite der Bucht schwimme, weil sie mich da nicht sehen kann vom Fenster aus.«

Waffi gab ein hässliches Lachen von sich. »Ich hab's ja gewusst, dass du es nicht wagst«, sagte er verächtlich. »Du bist ein Angsthase. Ich glaube nicht, dass du den Mut hast zu springen. Wenn du es könntest, würdest du



es auch tun. Deine Mutter kann dich nicht sehen, und in fünf Minuten bist du wieder trocken.« Er begann in einer sehr überlegenen und aufreizenden Art zu pfeifen. Davids Wangen wurden rot vor Ärger. Er konnte mit Leichtigkeit in das Wasserloch springen. Und er konnte es nicht ertragen, dass Waffi ihn für einen Feigling hielt. Aber er hatte seiner Mutter versprochen, es nicht zu tun. Was sollte er nur machen?

»Ich hab's ja gewusst, dass du lügst«, sagte Waffi kalt.

»Das ist nicht wahr«, schrie David, »pass auf!« Im nächsten Augenblick hatte er sein Hemd ausgezogen und tauchte kopfüber in das Wasserloch. Aber das war bei weitem nicht so tief, wie er gedacht hatte. Glücklicherweise fingen seine Arme den Stoß ab, aber mit dem Kopf stieß er hart gegen einen Stein. Mit ziemlich verschrämten Händen und einer dicken Beule an der Stirn, die sich rot und später blau färbte, tauchte er wieder auf. Er fühlte sich zerschlagen und betäubt. Als er auf den Felsen hinaufkletterte, fing er zu weinen an.

»Es ist deine Schuld!«, schluchzte er ärgerlich. »Ich gehe jetzt zu meiner Mutter. Sie wird böse sein auf mich. Aber ich erzähle ihr, dass es deine Schuld ist.«

»Sag ihr lieber, dass du ausgerutscht und gefallen bist«, meinte Waffi ruhig, »dann ist sie auf keinen von uns böse.«

Aber David antwortete nicht mehr. Er kletterte bereits so schnell er konnte den Abhang hinauf. Er kam nicht sehr schnell voran, weil ihm schrecklich übel war. Und er konnte einfach nicht aufhören zu weinen. So bekam er kaum Luft. Sein Kopf war leer und seine Beine wie Blei. Zehn Minuten später stolperte eine kümmerliche und nasse kleine Gestalt ins Haus hinein und war viel zu aufgeregt, um zu erklären, was geschehen war.

Als seine Mutter die dicke blaue Beule an seinem Kopf sah, half sie ihm ohne viel zu fragen ins Bett. Es war schon fast Abend. Und nachdem sie seine Handflächen behandelt und ein feuchtes Tuch auf seine Stirn gelegt hatte, ließ sie ihn allein, um das Abendessen vorzubereiten.

Er fühlte sich beruhigt und getröstet. Der Kopf tat ihm weh, aber es war ihm nicht mehr übel, und er weinte nicht mehr. Nachdenklich lag er in der Dämmerung da, aber er konnte auf all die Fragen, die ihn bedrängten, keine Antwort finden. Warum tat er denn alles, was Waffi von ihm verlangte? Er nahm sich doch jeden Tag vor, gut zu sein, und hatte Gott sogar gebeten, ihm dabei zu helfen. Warum konnte er nicht »Nein« sagen? Warum brachte er es nicht fertig, wie ein Stern am dunklen Himmel zu leuchten? Er wusste es nicht, er musste seine Mutter fragen.

Er hatte keinen Hunger und lag nur gedankenverloren da. Er wartete darauf, dass die Mutter Ruth ins Bett brachte und mit dem Abwaschen fertig wurde. Endlich kam sie und setzte sich neben ihn. David drückte sich eng an sie und erzählte ihr alles: von den Trauben, vom Kopfsprung und davon, wie schwer es war, »Nein« zu sagen.

Als er fertig war, blieb es eine Weile still. Dann sagte seine Mutter traurig: »Dann kannst du nicht mehr mit Waffi spielen. Ich dachte, du würdest ihm helfen, gut zu sein. Aber wenn er dich dazu bringt, so zu handeln, wie er will, dann kannst du einfach nicht mehr allein mit ihm irgendwohin gehen. Du musst hierbleiben und vor dem Haus spielen, wo ich dich immer sehen und hören kann.«

»Aber Mama«, rief David, »es macht keinen Spaß, immer nur hier zu spielen! Ich werde es nicht wieder tun. Nächstes Mal sage ich ›Nein‹, ich verspreche es dir.«

»Das hast du das letzte Mal auch gesagt«, antwortete seine Mutter. »Du schaffst es nicht, gut zu sein, David. Es gibt nur eine Hilfe. Erinnerst du dich, worüber wir neulich abends sprachen?«

»Ja, über Gottes Kinder.«

»Genau. Ich hatte dir erklärt, dass man sich als Gottes Kind bei Gott geborgen fühlen kann. Dazu gehört aber noch mehr. Wenn Jesus Christus in deinem Herzen Platz gefunden hat, wohnt er darin mit der ganzen großen Kraft Gottes. Diese Kraft macht dich stark, dem Bösen zu widerstehen und gut zu sein. Du hast erlebt, dass du das aus eigener Kraft nicht schaffst. Aber Jesu Kraft ist stärker.«

David lag ganz still und lauschte. Der warme Wind trug den Geruch des Meeres zum offenen Fenster herein. Der Vollmond ging über der Landzunge auf. Die ganze Welt schien still zu sein für diesen besonderen Augenblick.

»Kannst du dich erinnern, wie es war, als wir in dieses Haus einzogen?«, fragte seine Mutter. »Hier wohnten sehr schmutzige und unordentliche Leute. Wir feigten und reinigten alles und strichen die Wände. Dann zogen wir ein, und das Haus gehörte uns. Aber nimm einmal an, wir hätten dich eines Tages allein zu Hause gelassen, und sie hätten versucht zurückzukommen. Hättest du sie allein daran hindern können?«

»Vielleicht mit Lumpi zusammen«, meinte David.

»O nein, das hättest du nicht gekonnt«, erwiderte seine Mutter. »Sie hatten einen noch größeren Hund. Wenn dein Vater zur Tür gegangen wäre und ihnen gesagt hätte, dass ihm das Haus gehört, dann wären sie sicher wieder weggegangen. Genauso ist es mit den bösen Dingen, die man tut oder sagt oder auch nur denkt. Die Bibel nennt das Sünde. Du allein kannst die Sünde nicht vertreiben. Du kannst die Tür gegen die Ver-

suchung nicht geschlossen halten. Aber Jesus kann es. Du darfst auf seine Kraft vertrauen, die in dir ist, wenn du ein Kind Gottes bist. David – weißt du eigentlich genau, ob Jesus in deinem Herzen wohnt?«

»Ich weiß nicht recht. Richtig eingeladen habe ich ihn noch nie. Ich kenne ihn nur gut, weil du und Papa mir viel von ihm erzählen.«

»Möchtest du ihn nicht jetzt einladen, in dein Herz zu kommen und dich mit seinem Heiligen Geist zu erfüllen?«

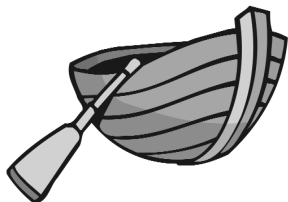
»Doch. Es muss ja auch eine tolle Sache sein, mehr Kraft zu haben, weil er dann in mir lebt!«

Und so lud David Jesus ein, in ihm zu leben. Er sagte ihm auch, dass er alle schlechten Dinge bereue, die er getan, gesagt oder gedacht hatte.

»Jetzt bin ich Gottes Kind«, flüsterte er.

»Ja, David, jetzt kannst du sicher sein, und es wird dir gelingen, ›Nein‹ zu sagen.« Die Mutter gab ihm einen Gutenachtkuss und verließ leise das Zimmer.

David lag gedankenverloren da. Plötzlich erinnerte er sich an den Hütejungen, der sein Leben riskierte, um die junge Ziege vor dem Lastwagen zu retten. Was hatte der Junge gesagt? »Ich Sorge für meine eigenen Tiere. Diese gehören mir.« Und die Ziegen hatten sich um seine nackten Beine gedrängt. Sie waren ihm den Berg hinaufgefolgt, einander schiebend und stoßend, um ihm nah zu sein. Sie machten sich keine Sorgen, wohin sie gingen, sie fürchteten sich vor nichts, solange er sie führte. David verglich die Ziegen mit den Kindern Gottes und den Hütejungen mit Jesus. Von jetzt an wollte er Jesus Christus nachfolgen. Wenn Jesus ihn stark machte, würde er vielleicht bald wirklich wie ein Stern am dunklen Himmel leuchten ... Mit dieser Vorstellung schief er ein.



## Die erste Spur

»Möchtest du heute nach der Schule die kleine Lela – so heißt das bucklige Mädchen – besuchen?«, fragte der Vater, als David hungrig zum Mittagessen hereinstürzte. Er wirbelte seine Schultasche am Riemen herum, und Lumpi bellte dazu. »Sie hat ihre Krankheit fast ganz überwunden. Sie würde sich über einen Besucher freuen, denn niemand schaut nach ihr.«

»O ja«, sagte David, »ich muss nur noch zwei Bilder in das Album kleben, das ich Lela schenken will. Ich mache es gleich nach dem Essen und gehe um vier Uhr zu ihr, wenn ich aus der Schule komme.«

Seine Mutter sang in der Küche, während sie Kartoffelbrei machte. David wusste, warum sie so fröhlich war: Peter hatte geschrieben. Es ging ihm gut in der Schule, und er hatte gute Chancen, in die zweite Fußballmannschaft aufgenommen zu werden. Er hatte vom Direktor erzählt, den sie »Altes Adlerauge« nannten. Er war offensichtlich ganz zufrieden und glücklich. Sie lasen alle zusammen den Brief beim Mittagessen noch einmal. David zappelte vor Vergnügen. Nur noch ein Jahr, und auch er würde Tore schießen und den Direktor »Altes Adlerauge« nennen! Dann erinnerte er sich daran, dass England sehr weit weg war, und er wurde nachdenklich. Er schaute in die Runde auf die Eltern und Ruth. Dann blickte er zum Fenster hinaus auf die Mimosenbäume und die kleine Bucht, wo er immer mit Waffi spielte. Er zog Lumpi sachte an den Ohren. Wie würde das alles ohne ihn aussehen? Er konnte es sich nicht vorstellen.

Nach der Schule rannte er heim, nahm das Album, das er gemacht hatte, und lief zum Krankenhaus, um seinen Vater zu suchen. Er war auf seiner Runde bei den Kranken.

Als David ihn gefunden hatte, nahm der Vater ihn mit zu dem kleinen Mädchen. Er setzte sich etwas scheu neben sein Bett. Es saß gegen die Kissen gelehnt und glich gar nicht mehr dem weinenden, schmutzigen Kind, das David damals gesehen hatte. Lela steckte in einem sauberen weißen Nachthemd. Ihr Haar war gewaschen und zu hübschen dunklen Zöpfen geflochten. Sie sah recht fröhlich aus.

»Ich habe ein Album für dich gemacht«, sagte David, »ich zeig dir die Bilder.« Dann erinnerte er sich daran, dass sie krank gewesen war, und fügte höflich hinzu: »Ich hoffe, dass es dir besser geht.«

»Ja, schon«, sagte Lela etwas zögernd, »aber zum Heimgehen bin ich noch nicht gesund genug. Du bist doch der Junge, der mich zum Doktor brachte, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete David.

»Ach, dann sag doch deinem Vater, dass ich noch nicht heimgehen kann! Sag ihm, dass mein Rücken noch wehtut, und bitte ihn, dass er mich noch lange, lange hierbleiben lässt! Oh, ich wünschte, er würde mich für immer hierbehalten!«

David starrte sie an. »Bist du gern im Krankenhaus?«, fragte er ungläubig. »Ich habe immer geglaubt, die Leute möchten so bald wie möglich nach Hause. Bist du denn gerne krank?«

»Ich bin gern hier!«, sagte Lela bestimmt. »Mir schmeckt das gute Essen. Die Schwestern sind freundlich, und das Bett ist weich. Aber am allermeisten gefallen mir die Lieder, die wir abends singen, und die Geschichten, die sie über den Mann erzählen, der Jesus

heißt. Oh, ich liebe den Mann, den sie Jesus nennen, und ich möchte so lange hierbleiben, bis ich alles über ihn weiß. Wenn er nur jetzt noch leben würde, dann könnte ich ihn suchen. Er würde mich gesund machen.«

David zögerte. Er wusste nicht recht, wie er es erklären sollte.

»Er lebt«, sagte er nach einer Weile. »Du kannst ihn heute nicht mehr sehen, wie du ihn damals gesehen hättest. Aber du kannst auch jetzt noch zu ihm gehen. Ich weiß das, weil ich selbst erst neulich zu ihm gegangen bin.«

David sprach scheu, denn er wusste nicht, wie Lela die Neuigkeit aufnehmen würde. Sie griff nach seinem Ärmel, ihre Augen glänzten in unglaublicher Freude.

»Er lebt? Jetzt?«, flüsterte sie. »Das wusste ich nicht. Sag mir, wo er ist! Wie hast du ihn gefunden? Und wie sieht er aus? Oh, könnte ich doch auch hingehen! Oder glaubst du, er würde zu mir kommen?«

»So ist das nicht«, sagte David etwas verwirrt von den vielen Fragen. »Du brauchst nirgendwohin zu gehen. Er ist die ganze Zeit nahe bei uns. Ich bin nur niedergekniet und habe zu ihm gebetet. Wenn du das tust, kann er dich hören und in dein Herz kommen.«

»Aber ich kann nicht niederknien«, sagte Lela ängstlich, »ich muss im Bett bleiben.«

»Das macht nichts«, antwortete David. »Wenn du nicht niederknien kannst, brauchst du nur im Bett liegen zu bleiben und mit ihm zu sprechen. Wenn er in dir leben würde, wäre es nicht so schlimm, dass du zu niemandem gehörst und weder Vater noch Mutter hast. Du würdest ihm gehören. Er würde dich lieben und dich beschützen. Bitte die Schwester, dass sie dir alles erklärt. Schau, in dem Album ist ein Bild, wie er aufgestanden ist, nachdem er gestorben war. Er sagte zu denen, die ihm nachfolgten: ›Fürchtet euch nicht! Ich





lebe!« Mama hat mir die Geschichte an einem Abend erzählt.«

»Zeig mal!«, sagte Lela und fiel in ihrem Eifer fast aus dem Bett.

David fand das Bild. Sie schaute lange und ernsthaft auf die Gestalt mit den erhobenen Händen und auf die Jünger, die ihn anbeteten.

»Sehen sie nicht glücklich aus?«, sagte sie schließlich. »Sie haben keine Angst mehr, nicht wahr? Aber ich wünschte, er würde sich umdrehen. Dann könnte ich auch sein Gesicht sehen.«

»Ich glaube nicht, dass irgendjemand weiß, wie sein Gesicht aussah«, sagte David. »Es ist schon so lange her. – Da kommt die Schwester zum Fiebermessen. Ich glaube, ich muss jetzt gehen. Aber ich komme bald wieder und erzähle dir mehr.«

Sie öffnete den Mund und wollte ihn bitten dazubleiben. Aber ein Thermometer wurde hineingesteckt, und so konnte sie nur lächeln und winken.

David schlenderte über den abgeschlossenen Hof. Es war Freitag, und er hatte keine Hausaufgaben. So war noch Zeit, vor Sonnenuntergang zum Strand hinunterzurennen. Er mochte nicht mit Waffi gehen. Er wollte allein sein mit Lumpi, der gerade den Pfad heraufstolzte, um ihn abzuholen. Seine Gedanken waren von Lela erfüllt. Wenn sie doch alles über Jesus verstehen könnte, dann würde ihr Leben ganz anders werden. Jesus würde für sie sorgen und sie lieb haben, auch dort in ihrem Dorf. Sie müsste niemals mehr einsam und unglücklich sein. Er lief schneller bei diesem Gedanken und hüpfte zum Meer hinunter von Busch zu Busch, von Stein zu Stein, so leicht wie ein kleiner Ziegenbock. Lumpi bellte neben ihm. Da unten streckte sich das Meer aus. Nicht länger leuchtend und glitzernd, sondern vom Abendlicht zu einem sanften

Graublau gedämpft. Während er lief, sang er ziemlich atemlos ein Lied.

Er meinte, die Liebe Gottes zu spüren. Sie schien ihn von allen Seiten zu umgeben und froh zu machen. Das Meer lag still unter den zarten Farben des Himmels. Er schaute über den Strand hinweg zur Landzunge. Irgendwo weit draußen kuschelte sich Lelas Dorf in die Falten der Hügel und Täler. Sie würde die Einzige dort sein, die etwas über die Liebe wusste, die jeden Menschen umgibt. Er hörte mit dem Springen und Hüpfen auf, setzte sich nieder und lehnte sich an einen Stein. Plötzlich war er traurig wegen all der Dörfer, in denen die Leute nie von Jesus gehört hatten; wegen Waffi und wegen der Patienten im Krankenhaus, die es nicht verstanden. »Wenn ich groß bin, komme ich zurück und sage es ihnen«, dachte David bei sich. »Ich werde ein Missionar wie Papa, und vielleicht gehe ich ja gerade in Lelas Dorf und erzähle von Jesus.«

Er verlor sich in Zukunftsträumen und ließ den warmen Sand durch seine Finger gleiten, während er über das Wasser starrte. Er stellte sich vor, wie er über die Hügel wandern würde, ein großer, starker Mann wie sein Vater. Er würde die Kranken heilen und die Gute Nachricht von Jesus Christus erzählen und sich vor niemandem fürchten. Er merkte gar nicht, dass es dunkel wurde. Lumpi lag mit der Schnauze auf den Pfoten da und hatte die Augen halb geschlossen. Es war ein so stiller Abend, dass selbst die Wellen nur leise am Strand plätscherten.

Plötzlich stellte Lumpi ein Ohr auf. Sein Körper wurde steif, er hob den Kopf und schnupperte. Dann begann er leise zu knurren. David erschrak. Er griff nach dem Halsband und schaute sich um. Zwei Männer näherten sich. Sie waren bestimmt nicht um die Landzunge herum gekommen, sonst hätte er sie gesehen. Sie

waren auch nicht auf der anderen Seite vom Hügel herabgestiegen, denn sie tauchten unvermittelt vor ihm auf. Sie mussten sich hinter den Steinen verborgen haben, nicht weit von der Stelle weg, wo David saß.

David legte sich zurück und ließ sich hinter einen Stein rollen. Er schlang seine Arme um Lumpis Nacken und flehte ihn an, still zu sein. Der Hund hörte auf zu knurren, aber sein Körper blieb gespannt. Er spürte wohl, dass dies keine gewöhnlichen Fischer waren. David merkte das auch, denn sie bewegten sich schnell und zielstrebig. Alle paar Sekunden blickten sie sich verstohlen um. Wenn er nicht so klein gewesen wäre, hätten sie ihn sicher gesehen.

Einer der beiden Männer schwang sich auf den vorspringenden Felsen, hinter der die Bucht lag – die Bucht, wo David und Waffi das kleine Boot gesehen hatten!

Als der Mann rittlings auf dem Felsen saß, reichte ihm der andere einen langen Gegenstand hinauf, der in etwas eingewickelt war. Der erste arbeitete sich den Grat entlang und lehnte sich über den Rand. Dann kam er zurück. Wieder nahm er einen von diesen sonderbaren langen Gegenständen entgegen. Drei- oder viermal kehrte er um. Und jedes Mal trug er ein Paket fort. Dann verschwand er endgültig über den Felsrand.

Jetzt war alles still. Lumpi zitterte am ganzen Körper vor Aufregung. Er war fest davon überzeugt, dass etwas vor sich ging, das er hätte anbellern müssen. Aber er erkannte am Druck der geliebten Hand auf seinem Halsband, dass David nicht wollte, dass er bellte. Also verhielt er sich still.

Der zweite Mann ging schnell zum anderen Ende des Strands, schaute um die Felsen herum und kam zurück. Er blickte die Küste hinauf und rundherum; aber David und Lumpi entdeckte er nicht. Als er sich vergewissert hatte, dass der Strand leer war, kletterte auch er zum

Felsgrat hinauf und schob sich daran entlang. Seine Zehen suchten Halt in den schlüpfrigen Spalten und am Seegras. Dann verschwand er in Davids kleiner Bucht. Einen Augenblick später wurde das leise Plätschern von Rudern hörbar. Das Boot glitt wie ein kleiner grauer Schatten aufs offene Meer hinaus und verschwand in der Dämmerung.

»Sie lassen den Motor wahrscheinlich erst weiter draußen an«, dachte David. Seine Zähne klapperten, und ihm war sehr kalt. Er lockerte seinen Griff an Lumpis Halsband und setzte sich auf. Alles war wieder vollkommen ruhig. So rannten sie den Hügel hinauf und kamen außer Atem oben an. Als er die Gartenpforte erreichte, traf er auf Waffi, der ihn gesucht hatte.

»Wo bist du gewesen?«, fragte Waffi. »Warum bist du so schnell gelaufen?«

»Unten am Strand«, keuchte David. »Ich habe zugeguckt, wie das kleine Boot weggefahren ist. Zwei Männer kamen mit langen, in Säcke verpackten Gegenständen. Ich habe mich hinter einem Stein versteckt und alles gesehen. Sie haben den Motor nicht angelassen, sondern ruderten vorsichtig davon.«

Waffis Gesicht verfinsterte sich. Er war schrecklich eifersüchtig, weil David dieses Abenteuer allein erlebt hatte. Zuerst tat er, als glaube er ihm nicht. Sie fingen an zu streiten. David wandte sich wütend ab und rief: »Also gut! Ich werde es meinem Vater erzählen. Der wird mir schon glauben.«

Aber Waffi, der in Wirklichkeit jedes Wort glaubte, lief hinter David her und hielt ihn zurück. Das Letzte, das er wünschte, war, dass diese Angelegenheit in die Hände der Erwachsenen käme. Und Davids Vater durfte erst recht nichts davon erfahren. Davids Eltern kümmerten sich darum, was ihr Sohn tat. Sie würden Fragen stellen, und David war dumm genug, ihnen die Wahrheit

zu sagen. Womöglich würden sie ihnen sogar das Spielen am Strand verbieten. Waffi konnte David nur bedauern. Ihm waren seine eigenen Eltern lieber. Die fanden: Was das Auge nicht sieht, braucht das Herz nicht zu kümmern. Sie würden niemals Zeit damit verschwenden, ihn auszufragen.

»David«, flüsterte er heiser, »erzähl es niemandem – keiner Menschenseele! Dies ist unser Geheimnis, deines und meines. Die Erwachsenen erzählen es der Polizei, und dann dürfen wir vielleicht nie mehr am Strand spielen.«

David zögerte. Er war sich nicht sicher, ob er dort noch spielen mochte. Aber andererseits war es ein tolles Abenteuer. Peter würde vor Neid blass werden, wenn er davon hörte.

»Schwör mir!«, sagte Waffi mit großen, leuchtenden Augen. »Wenn du was ausplauderst, wirst du uns den ganzen Spaß verderben. Versprich, dass du nichts erzählst, David!«

»Na gut«, sagte David. Eigentlich hatte er lieber Geheimnisse und Abenteuer, die er zur Schlafenszeit mit seiner Mutter besprechen konnte. Aber schließlich war nichts Schlechtes daran, wenn sie die Sache für sich behielten. Es schien ihm sogar tapfer und männlich, ein Geheimnis zu haben, von dem kein Erwachsener etwas wusste.

Er wandte sich von Waffi ab und ging heim, gedankenvoll an einem Blatt Brunnenkresse kauend. Vielleicht könnte er mit Vater darüber reden, ganz allgemein, ohne sein Versprechen zu brechen.

»Papa«, fragte er plötzlich nach dem Abendessen, »warum fahren manche Männer nachts in kleinen Booten aufs Meer hinaus?«

»Um zu fischen«, sagte der Vater, dessen Gedanken im Krankenhaus bei einem Patienten mit durchgebrochenem Blinddarm waren. »Meistens wird in der Nacht

gefischt. Die Fische können das Netz in der Dunkelheit nicht sehen.«

»Also«, sagte David vorsichtig, »ist es erlaubt, mit kleinen Booten von der Bucht aus hinauszufahren?«

»Es ist ungewöhnlich«, sagte der Vater, »es ist dort zu seicht zum Fischen. Aber ich denke, sie dürfen es tun. – Schatz, es wird spät werden, warte nicht auf mich. Gute Nacht, David und Ruth. Wenn ich zurückkomme, schläft ihr schon.«

Er küsste seine Frau eilig und ging. David trank gedankenvoll in kleinen Schlucken seine Milch.

»Mama«, sagte er schließlich, »wenn du jemanden sehen würdest, der lange Gegenstände zu einem Boot trägt, wenn es schon fast dunkel ist, was meinst du, könnte das sein?«

»Angelruten, nehme ich an«, sagte seine Mutter, die beunruhigt war, weil ihr Mann in letzter Zeit so oft bis spätabends arbeitete. »Hast du welche gesehen?«

»Hm, ja«, sagte David vorsichtig und überlegte, wie weit er noch gehen könnte, ohne sein Versprechen zu brechen. »Warum rudern Männer wohl ganz leise davon, wo ihr Boot doch einen starken Motor hat?«

»Um die Fische nicht zu verscheuchen, denke ich«, sagte seine Mutter. »Ruth, hör auf, deine Finger abzulecken, komm mit ins Badezimmer.«

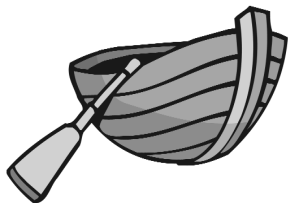
David seufzte und runzelte die Stirn. Was für einfältige Gehirne doch die Erwachsenen hatten! Wie langweilig sie manchmal sein konnten! Er fühlte sich auf einmal schrecklich einsam und unverstanden. Er hatte heute Abend sein Leben riskiert. Er wusste ein höchst aufregendes Geheimnis, das vielleicht von nationaler Wichtigkeit war. Aber alles, was sie sich dabei denken konnten, waren Fische – Fische – Fische! Wenn er ihnen nur erzählen könnte, was vorgefallen war! Wie ungeheuer beeindruckt würden sie sein! Wenn sie doch nur ein biss-

chen neugierig wären und ein paar Fragen stellen würden! Er könnte ihnen etwas erzählen.

»Mama«, sagte er, indem er ihr ins Badezimmer folgte, wo sie gerade Ruths Knie wusch, »nimm einmal an, kleine Boote würden ohne Lichter losfahren – warum, meinst du, würde ein Boot ohne Licht unterwegs sein?«

»Wegen der Sardinen, denke ich«, antwortete sie.

›Wieder Fische!«, dachte David und gab's auf.



## Der Weg nach Hause

Nach Davids Abenteuer sah man die Jungen seltener am Strand. Das hatte verschiedene Gründe.

Vor allem hatten beide insgeheim etwas Angst, sich nach Sonnenuntergang dort aufzuhalten. An einem klaren Samstagmorgen aber bauten sie am Strand einen Unterstand aus Steinen und Sand. Sie hatten vor, jeden Abend hineinzukriechen. Aber sonderbarerweise erinnerte sich immer einer von beiden an eine dringende Verabredung, sobald das Licht über dem Meer schwächer und die Ferne dunstiger wurde. So war es natürlich nicht möglich, zum Strand hinunterzugehen. Morgen würde man dann sicher Zeit haben. Aber ein Tag folgte dem anderen, und die Wellen plätscherten jeden Abend an einen verlassenem Strand. Vom hinteren Zaun aus sahen sie ein- oder zweimal einen Mann, der auf dem Sand umherging. Aber nie konnten sie beobachten, wie das kleine Boot sich auf seine geheimnisvolle Reise machte. Und obwohl David oft schon vor Morgengrauen wach war, sah er es auch nie zurückkommen.

Dann schlug das Wetter um, und Stürme fegten über den Ozean. Das Meer war grau verregnet; Wellen mit weißen Schaumkronen brachen sich an der Küste und schlugen hoch aufspritzend über den großen Felsen. Selbst wenn sie es versucht hätten, hätten sie nicht daran entlang zur kleinen Bucht klettern können.

Und endlich nahte Weihnachten. Waffi feierte zwar nicht Weihnachten, aber Davids Kopf war voll davon.



Sein Schrank füllte sich mit Geheimnissen. Er und der Vater zimmerten ein Bücherbrett für die Mutter. Sie musste das viele Hämmern und Sägen gehört haben, aber sie schaute niemals aus dem Fenster oder stellte Fragen. Das fand David sehr anständig. Für Vater hatte er Klebstreifen in einem Tischabroller und für Waffi einen Ball. Ruth sollte eine Puppe bekommen, die er von seinem Taschengeld gekauft hatte. Lela sollte nochmals ein Album mit Bildern von biblischen Geschichten erhalten. Bis jetzt hatte er sie jede Woche besucht, immer ein Bild mitgenommen und die Geschichte dazu erzählt. Aber sie wusste nicht, dass er jetzt alle Bilder in ein Album klebte, das sie mitnehmen durfte. Es sollte eine Überraschung werden.

Am Weihnachtsfest würde etwas Wichtiges fehlen. Es war das erste Mal, dass Peter nicht dabei war. David fing an, sich an seine Abwesenheit zu gewöhnen, aber die Eltern nicht.

Sie hatten einen kleinen Weihnachtsbaum, an den sie all den schönen Schmuck vom vorigen Jahr hängten: den Silberstern, das Lametta und die kleinen bunten Kugeln. Am Weihnachtsabend würde er in das Wohnzimmerfenster gestellt werden, und alle würden die Kerzen brennen sehen, auch die Seeleute draußen auf dem Meer, wenn sie zur Küste blickten.

Der Festtag zog hell und blau herauf, der erste schöne Tag seit einer Woche. Die See war noch rau, aber die Wellenkämme glänzten. Die Sonnenstrahlen fingen sich im Schaum, der silbern über die Felsen sprühte. Es gab keine Stechpalmen oder Mistelzweige wie in England, aber sie schüttelten die Regentropfen aus dem Mimosenbaum und füllten das Haus mit duftenden goldenen Zweigen. Ein alter Patient aus dem Krankenhaus kam frühmorgens und brachte Sträuße von wilden Narzissen.

David und Ruth zogen sich schnell an, als die Sonne über dem Meer aufging. Dann liefen sie hinaus in die sonnige, glitzernde, windige Welt, um mit den Schwestern gemeinsam Weihnachtslieder am Tor des Krankenhauses zu singen. Sie sangen in der Landessprache, und David stimmte mit ganzem Herzen ein, während Ruth Worte von sich gab, die nur sie selbst verstand. Lumpi bellte dazu. Mochte es sich anhören, wie es wollte, alle waren glücklich. Waffi, der Geschenke und Essen witterte, tauchte auf.

David blickte auf das Meer hinaus, wo das goldene Licht der Sonne auf den Wellen tanzte. Manchmal sahen die Wolken wie Flügel aus, die sich über die Insel und die Landzunge ausbreiteten. Ein Weihnachtslied hatte von der Freude gesprochen, die in einem dunklen, traurigen Herzen aufbricht, wenn Jesus kommt. David kannte diese Freude jetzt auch. So war es für ihn das schönste Weihnachtsfest, obwohl Peter fehlte.

Nach dem Frühstück öffneten sie ihre Päckchen, dann gingen sie zur Kirche. Das war aufregender als an gewöhnlichen Sonntagen. Alle freuten sich darauf, Weihnachtslieder in ihren verschiedenen Sprachen zu singen. Sobald der Gottesdienst zu Ende war, nahm David sein kostbares Album und lief ins Krankenhaus hinüber, um Lela zu besuchen.

Sie saß im Sonnenschein in der Liegehalle. Jede Woche sah sie gesünder und glücklicher aus. Das verkrüppelte, verwahrloste Kind, das vor drei Monaten noch einem kranken Äffchen geglichen hatte, war jetzt ein hübsches Mädchen mit glänzenden Augen. Lela konnte schon bald wieder nach Hause gehen. Sie hatte wohl noch ihren Buckel; aber jetzt, wo sie kräftig genug war, um aufrecht zu stehen, sah man ihn weniger. Sie begrüßte David fröhlich, denn sie dachte, er sei gekommen, um ihr wieder ein Bild zu zeigen. Als sie das Album sah, war sie zuerst sprachlos vor Freude.

»Dies ist ein viel schöneres Buch als das letzte!«, sagte sie dann, als sie die Seiten langsam vom Anfang bis zum Ende durchblätterte. »Das andere war ein Durcheinander mit Katzen, Hunden und Häusern und nur zwei Jesusbildern. Aber dies sind lauter Bilder und Geschichten von Jesus. David, du musst sie mir alle noch einmal erzählen, ehe ich nach Hause gehe. Ich glaube, das wird nächste Woche sein, du musst dich also beeilen.«

Sie sprach so ruhig, dass David ganz überrascht war. »Macht es dir nichts mehr aus, dass du nach Hause gehen musst?«, fragte er.

»Nicht mehr so viel wie früher«, antwortete Lela.

»Wieso«, fragte David, »hat dein Herr dich besucht? War er freundlicher?«

»O nein«, sagte Lela unbekümmert, »er wird nicht freundlicher sein. Ich gehöre nicht zur Familie, warum sollten sie also freundlich sein? Aber sie brauchen mich dringend. Meine Herrin hat noch ein Baby bekommen und ist jetzt schwach und krank. Sie sagt, dass sie den Mühlstein nicht allein drehen und dabei das kleine Kind auf dem Rücken tragen kann. Außerdem, wer sollte für den nächsten Festtag das Haus für sie schmücken? Sie waren schon dreimal da und haben den Doktor gebeten, dass er mich gehen lässt.«

»Ich wünschte, du könntest bleiben«, sagte David mit einem Seufzer. »Es klingt alles so schrecklich, was man von dem Dorf hört.«

»Es war auch schrecklich im Dorf«, sagte das Kind gedankenvoll. »Als meine Mutter starb, habe ich mich viele, viele Nächte in den Schlaf geweint. Aber es kann nicht mehr so schrecklich werden. Ich kenne jetzt Jesus, und ich spreche mit ihm. Ich weiß, dass er bei mir ist. Er liebt mich. Und wenn ich wieder krank werden und sterben sollte, wie es beinahe geschehen wäre, als ich hierher

kam, brauche ich mich nicht mehr zu fürchten. Ich gehe ja dann dorthin, wo er ist.«

»Hattest du vorher Angst?«, fragte David.

»Natürlich«, sagte Lela, »ich wusste ja nicht, wozu ich lebte. Ich wusste nicht, wie Gott ist. Niemand hatte mir von Jesus erzählt, der Menschen lieb hat und sie in den Himmel aufnimmt, wo sie glücklich sein werden. Du müsstest mit mir kommen und es allen Leuten erzählen, die im Leben so allein sind und vor dem Tod solche Angst haben.«

»Vielleicht kannst du es ihnen erzählen«, meinte David. »Vielleicht kannst du dann vor ihnen leuchten, wie es in meinem besonderen Vers heißt: ›Wie ein Stern am nächtlichen Himmel.«

Sie schüttelte traurig den Kopf. »Auf mich würden sie nicht hören«, sagte sie, »ich bin nur ein kleines Dienstmädchen.«

»Aber meine Mutter sagt, dass ›leuchten in der Welt nicht nur ›reden‹ bedeutet«, sagte David eifrig, »sondern auch ›gut sein‹ und ›zeigen, wie Jesus war‹. Es bedeutet, die Wahrheit zu sagen, wenn die anderen lügen, und freundlich zu sein, wenn die anderen gemein und hässlich sind. Also anders zu sein, so wie ein Stern sich vom schwarzen Himmel abhebt.«

»Vielleicht kann ich das tun«, sagte Lela nachdenklich. »Aber erzähle mir jetzt die Geschichten, David.«

Er erzählte ihr die Weihnachtsgeschichte in allen Einzelheiten: vom großen Licht, das über den Hirten leuchtete; von den Weisen, die dem Stern folgten und dachten, sie kämen zu einem Königspalast. Aber stattdessen wurden sie zu einer kleinen Hütte geführt.

»Waren sie nicht traurig, dass es kein Palast war?«, fragte Lela.

»Ich glaube nicht, dass es ihnen viel ausmachte«, antwortete David. »In der Bibel steht, dass sie sich riesig

gefremt haben. Und doch hatten sie nur eine Hütte gefunden. Ich denke, sie sah aus wie eines von euren kleinen Häusern im Dorf, Lela.«

»Ich glaube auch, dass sie sich nicht mehr darum kümmerten, wo sie waren, nachdem sie Jesus gefunden hatten. So geht es mir auch, wenn ich jetzt daran denke, dass ich wieder nach Hause gehen muss.«

Eine Weile schwiegen sie. Dann merkte David plötzlich, dass es Zeit war, zu gehen. Er verabschiedete sich in ziemlicher Eile, denn um ein Uhr sollte es ein richtiges Festessen geben. Vier oder fünf einsame Leute waren eingeladen. Sie waren Christen und kamen mit ihren kleinen Kindern aus verschiedenen Dörfern; Männer und Frauen, die die Gute Nachricht von Jesus Christus im Krankenhaus gehört hatten und dort zum Glauben gekommen waren. Dann mussten sie wieder nach Hause zurückkehren; aber keiner von ihnen konnte lesen. So wanderten sie viele, viele Kilometer über die Berge und hatten Hunger und Durst nach mehr als nur einem Weihnachtessen.

Sie waren alle schon da, als David hereinstürmte. Die Mutter brachte zwei große Schüsseln herein, eine für die Männer und eine für die Frauen. Es war Davids Lieblingsspeise: ein Gericht aus gekochtem Grieß und Mehl, aufgebaut wie eine Sandburg, mit einem Nest von Fleisch, Zwiebeln, Rosinen und Mandeln oben drauf. Sie saßen alle auf Kissen um zwei niedrige Tische herum und aßen aus den beiden Schüsseln, indem sie mit den Löffeln Löcher in den Grießberg gruben. Danach gab es dünne Orangenscheiben, mit Zucker und Zimt bestreut, und Gläser mit süßem Pfefferminztee. Die Gäste redeten über ihre Ernte, das Vieh und die Kinder. Waffi kam und schaute zum Fenster hinein, bis man ihn zu Plätzchen und einem Glas Pfefferminztee einlud.

Dann setzte sich die Mutter ans Klavier. Mit leuchtenden, frohen Gesichtern bildeten die Gäste einen Kreis und wählten die Lieder aus, die sie im Krankenhaus gelernt hatten. Sie hatten viele Worte vergessen und baten darum, dass man sie ihnen wieder sagte. Im bergigen Hinterland waren die Lieder von der Liebe Jesu und der Heimat im Himmel ihr einziger Trost. Sie hätten so gern lesen gelernt, aber das war nicht möglich. Niemand hatte die Zeit, es ihnen beizubringen. Deshalb lernten sie eifrig Verse und Lieder auswendig, wenn sie von ihren Dörfern in die Stadt an der Küste herunterkamen.

Waffi interessierte sich nicht für Lieder von Jesus und wartete ungeduldig darauf, wegzukommen, um mit seinem Ball spielen zu können. Er schlüpfte mit David so bald wie möglich in den Garten. Ruth legte ihre neue Puppe schlafen. David zeigte Waffi seine Weihnachtsgeschenke: den Drachen, den der Vater gemacht hatte und mit ihnen am Strand steigen lassen wollte, das Taschenmesser mit zwei Klingen, einem Korkenzieher und einem Glasschneider von der Mutter und eine selbst gemachte Steinschleuder, die Peter ihm geschickt hatte. Waffi war von der Schleuder hingerissen; er hatte nie zuvor eine gesehen. In seinen Fingern kribbelte es, er wollte sie so gern ausprobieren.

Sie spielten lange im Garten, dann liefen sie die Straße hinauf. Lumpi, der satt und schläfrig war nach seinem Festmahl, trottete hinter ihnen her. Die Straße war leer bis auf den Krankenwagen, der außerhalb des großen Tores parkte.

»Gib mir die Schleuder«, sagte Waffi aufgeregt, »ich will auf den Baum da zielen.«

»Gut«, stimmte David zu, »ich komme nach dir dran. Wir wollen versuchen, den niedrigen Zweig zu treffen, der über der Straße herabhängt.«

Aber keiner konnte gut zielen; die Steine flogen weit herum. Lumpi rollte sich auf den Stufen in der Sonne zusammen und schlief ein. Um ein Haar hätte Waffi ein Krankenhausfenster getroffen.

»Ich glaube, wir dürfen hier nicht spielen«, sagte David unruhig. »Es ist fast dasselbe, als wenn wir Steine mit der Hand werfen würden, und das dürfen wir auch nicht. Ich will noch einmal auf den Baum zielen, dann wollen wir gehen und auf den Zaun hinten im Garten schießen.«

Er spannte das Gummi so weit es ging und zielte. Aber er musste schief gezogen haben. Der Stein, der sehr groß war, zischte in einer falschen Richtung durch die Luft. Es krachte, und sie hörten das Geräusch von splitterndem Glas. Eine Scheibe des Krankenwagens war getroffen worden; kleine Glasstückchen rieselten aus dem Loch in der Mitte auf das Pflaster. David blieb vor Schreck wie angewurzelt stehen und starrte auf die Verwüstung. Lumpi war augenblicklich hellwach, sprang auf und knurrte drohend. Nur Waffi handelte geistesgegenwärtig. Er schnappte sich die Schleuder und stopfte sie eilig in seine eigene zerrissene Tasche.

»Schnell«, sagte er, indem er Davids Ärmel ergriff und ihn durch das Tor hineinzog. »Niemand hat es gesehen, keiner weiß, dass wir hier waren. Komm über den hinteren Weg hinunter und tu so, als hätten wir die ganze Zeit im Garten gespielt. Dein Vater wird nicht an die Schleuder denken. Wenn er dich fragt, sagst du, dass wir gar nicht auf der Straße waren.«

David blieb stocksteif innerhalb des Tores stehen. Er musste erst nachdenken. Waffi zog ungeduldig an seinem Arm. »Schnell, David!«, drängte er. »Es könnte uns jemand sehen. Komm schnell mit mir!«

David schüttelte ihn ab und setzte sich auf eine niedrige Mauer. Sein Gesicht war ganz rot, und er sah sehr

entschlossen aus. »Ich komme nicht«, platzte er heraus. »Ich gehe jetzt nach Hause und erzähle alles meinem Vater.«

»Du ... erzählst ... es ... deinem ... Vater ...?« Waffi schnappte nach Luft. Er traute seinen Ohren nicht. »Wozu? Bist du verrückt geworden? Er wird dir die Schleuder wegnehmen!«

»Es ist mir egal, wenn er das tut«, sagte David und stieß mit dem Fuß gegen die Steine am Boden. »Ich gehe heim und erzähle es ihm.«

Waffi ballte seine Fäuste. Er glaubte, den dummen David schnell wieder zur Vernunft bringen zu können. Waffi hatte noch nie ein so interessantes Spielzeug gehabt wie die Schleuder und war entschlossen, sie nicht herzugeben.

»Wenn du es deinem Vater erzählst«, drohte er, »dann werde ich niemals mehr mit dir spielen. Du bist ein richtiges Baby. Ich spiele nur noch mit den großen Jungen.«

»Dann hau doch endlich ab!«, schrie David verzweifelt. »Geh und spiel mit den Großen! Ich wäre froh darum! Du versuchst immer, mich zum Lügen und Stehlen zu verleiten. Aber ich will nicht mehr! Es hat keinen Zweck, dass du dir noch weiter Mühe gibst, weil ich dir nicht mehr gehorchen werde. Ich will nicht mehr lügen. Ich will richtig handeln!«

Waffi wäre nicht erstaunter gewesen, wenn man ihm einen Kübel voll mit kaltem Wasser ins Gesicht geschüttet hätte. Er stand ganz still da, starrte David an und wusste nicht, was er sagen sollte. Aber was auch passieren mochte, er durfte David nicht verlieren. Wenn er sich auch noch so großartig brüstete – keiner der großen Jungen wollte jemals mit ihm spielen. Außerdem mochte er David lieber als irgendeinen anderen Jungen, den er kannte. So gab er lieber die Schleuder auf als David und beschloss, sein Vorgehen zu ändern.



»Ist schon gut«, sagte Waffi, mürbe geworden. »Ich will bloß nicht, dass dein Vater böse wird und dir die Schleuder wegnimmt. Mein Vater würde mich halb totschlagen, wenn ich ein Fenster zerbräche. Ich muss ihn anlügen. Aber wenn du durchaus gut sein willst, David, ist es mir auch recht. Wir wollen Freunde bleiben. Ich will auch versuchen, gut zu sein.«

»Du schaffst es nie, von dir selbst aus gut zu sein«, sagte David. »Ich habe das auch immer wieder versucht, aber es hat nicht geklappt. Ich war so traurig darüber. Da hat meine Mama mir genau erklärt, dass ich gut sein kann, wenn Jesus Christus in meinem Herzen wohnt. Dann tut er es mit seiner Kraft. Waffi, ich wollte, du wärst auch ein Christ. Willst du, dass meine Mutter dir dabei hilft?«

Waffi schüttelte den Kopf. »Ich bleibe bei der Religion meines Vaters«, sagte er. »Er würde nicht erlauben, dass ich eine andere annehme.« Und er dachte: »Ich möchte auch keine andere. Was wäre das für ein Leben, wenn ich immer die Wahrheit sagen müsste?«

»Ich wünschte, Waffi wäre ein Christ«, dachte David, »dann könnten wir beide Lichter im Dunkeln sein.«

»Ich wünschte, David läge nichts daran, ehrlich und gut zu sein«, dachte Waffi. »Wir könnten mehr Spaß haben zusammen, wenn er so wäre wie ich.«

»Ich gehe nach Hause«, sagte David laut, »es ist Zeit für unsere Weihnachtsfeier.« Er stand auf, aber er ging nicht gleich. »Komm doch mit!«, forderte er Waffi auf.

»Nur wenn du es nicht gleich deinem Vater erzählst«, sagte Waffi misstrauisch.

»Das tue ich nicht«, sagte David. »Erst wenn die Gäste gegangen und wir allein sind.« Bedrückt gingen sie zusammen den Pfad hinunter.

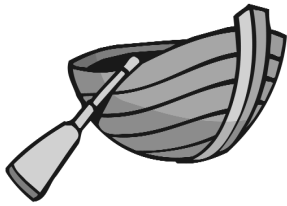
Aber sie genossen die Weihnachtsfeier trotzdem. Die Gäste blieben fröhlich beisammen, plauderten und sangen. Später holte eine der Schwestern sie zur Feier auf

der Krankenstation ab. David ging mit, um zu singen und sich die Lichtbilder über die Weihnachtsgeschichte anzusehen.

Nachdem alles vorbei war und die Gäste sich verabschiedet hatten, ging er allein nach Hause. Es war eine dunkle Nacht, denn der Mond war noch nicht aufgegangen.

Als David um die Hausecke bog und aufblickte, sah er ihren kleinen Weihnachtsbaum im Wohnzimmerfenster. Die Kerzen brannten. Ihr Licht schien auf den dunklen Pfad und zeigte ihm den Weg nach Hause.

Er musste seinem Vater sofort vom Unglück erzählen. Der fröhlich funkelnde Baum gab ihm den Mut dazu. Er dachte an den armen Waffi, der im Dunkeln lebte, der log und stahl und sich deshalb immer verstecken und Angst haben musste. Er wollte von jetzt an jeden Abend an Waffi denken, wenn er mit seiner Mutter zusammen betete.



## Als die Sonne unterging

**W**eihnachten war vorüber, aber sie hatten noch zehn Ferientage. David und Waffi wandten ihre Gedanken wieder dem Strand zu.

Die kalte, regnerische Jahreszeit war in einen strahlenden Frühling übergegangen, wie er in diesem Land sehr früh kommt. Die Tage waren am Morgen kühl, hell und klar, aber mittags heiß. Eines Nachmittags machte die Mutter mit den Kindern und Lela einen Ausflug mit dem Auto. Sie hielten am Fuß eines ziemlich sumpfigen Abhangs. Ein Bach wand sich durch die Binsen. An seinen Ufern wuchsen ganze Gruppen von weißen Narzissen. Schnell zogen die Kinder Schuhe und Socken aus, wateten knöcheltief durch das Wasser und pflückten Blumensträuße für die Krankenstationen. Die Luft war schwer von ihrem Duft. Man spürte, dass der Frühling begann. In ein oder zwei Wochen würden auf den Feldern blaue Schwertlilien sprießen und die Mandelbäume blühen. Ruth stapfte barfuß durch den schwarzen Schlamm, schnupperte an ihren Narzissen und war glücklich. Als ein kleines, schwarzes Lamm weiter oben auf dem Hügel plötzlich einen Luftsprung machte, versuchte sie es nachzuahmen und fing an, auf ihren kurzen dicken Beinchen am Ufer herumzuhüpfen. Das Lamm lief erschrocken zu seiner Mutter. Lela lachte, dass ihr die Tränen über die Wangen liefen. Sie hatte noch nie zuvor so ein pausbäckiges kleines Mädchen gesehen, das sich wie ein Lämmchen aufführte.

Auch David war in diesen Tagen glücklich. Morgens wurde es immer früher hell. Jeden Tag erwachte er, wenn die Sonne flammend über dem Meer aufging. Eines Morgens wurde er besonders früh wach, weil Lumpi, der neben seinem Bett schlief, einen Albtraum hatte. Er zappelte mit den Pfoten in seinem Korb und knurrte einen grimmigen Feind an, der gar nicht da war. David drehte sich verschlafen um und kraulte ihn am Ohr, um ihn zu beruhigen. Da sah er den hellen Himmel und vergaß ganz, dass er noch müde war. Er setzte sich auf, legte die Arme auf das Fensterbrett und schaute hinaus. Die Küste mit ihren weißen Stränden und kleinen Dörfern jenseits des Wassers schien ganz nah zu sein. Die Berge dahinter standen dunkel und scharf abgegrenzt gegen den goldenen Glanz, der den Morgen verkündete. Das dunkle Meer war nur mit einzelnen Lichtern gesprenkelt. Allmählich wurde die Dämmerung heller. David beobachtete alles genau. Er hatte das Gefühl, dass dies ein besonderer Tag werden würde. Er wollte zuerst in der Bibel lesen und dann aufstehen.

Heute traf er auf eine seiner Lieblingsgeschichten. Er wünschte, er könnte ins Krankenhaus hinauflaufen und fragen, ob Lela sie auch kannte. Aber sie war schon in ihr Dorf zurückgekehrt. Es war die Geschichte aus Matthäus 14, wie Jesus auf dem Wasser ging und Petrus zu ihm wollte. David hätte Petrus gut verstanden, wenn er es an einem Morgen wie diesem versucht hätte, wo jede Welle mit Gold und Purpur gesäumt war. Aber es war damals kein Morgen wie dieser gewesen. Es war vor Sonnenaufgang, noch mitten in der stürmischen Nacht. Die Wellen hoben sich zornig, und kein Stern war am Himmel zu sehen. Wie froh musste Petrus gewesen sein, als er fühlte, dass die starken Hände Jesu ihn hielten?

David dachte über das Meer nach und all die Freuden, die es ihm bereitete. Heute wollte er mit Waffi

zum Strand hinuntergehen. Es war ein Tag der Eroberungen und des Abenteuers. Vielleicht konnten sie dem Geheimnis des kleinen Bootes auf die Spur kommen. Auch Lumpi roch das Abenteuer. Er legte die Pfoten auf das Fensterbrett und zitterte und schnupperte. David machte das Fenster etwas weiter auf. Der kleine Hund sprang in den taunassen Garten und raste wie ein Verrückter über den Rasen.

David zog sich schnell an. Sein Kopf war voller Gedanken an das Meer, das kleine Boot und die herrlichen freien Stunden, die vor ihm lagen. Er ging schnell und leise durchs Wohnzimmer, wo der Vater saß und las. Die Mutter und Ruth schliefen noch, und Waffi tauchte nie vor acht Uhr auf. Er lief in die frische, sonnendurchtränkte Welt, suchte Lumpi und tollte glücklich mit ihm durch den Garten, bis es Zeit fürs Frühstück war.

Am Vormittag durfte er jedoch nicht mit Waffi weg. Seine Mutter hatte eine Menge Besucher. Deshalb musste David dableiben und mit Ruth spielen, während sie bei den Leuten saß, mit ihnen redete und ihnen vorlas.

Die Kinder bauten einen Kaufmannsladen im Garten. Ruth legte Mimosenblüten, Kieselsteinchen, kleine Tannenzapfen und die blauen Früchte der Eukalyptusbäume auf große, flache Blätter von Brunnenkresse. David spielte nacheinander die verschiedenen Kunden. Erst war er der alte Schuster, der so schlechte Augen hatte, dass er seine Nase ganz tief in alle Sachen hineinstecken musste. Dann stopfte er sich so mit Kissen aus, dass er kaum in den Laden hineinkommen konnte, denn er war der dicke Fleischermeister. Nachher spielte er eine feine Dame, die bei der Botschaft arbeitete und auf hohen Absätzen dahertrippelte. Sie kam mit einem Schoßhündchen und einem Diener hinter sich, der ihre Einkäufe tragen musste. Ruth war begeistert und lachte fröhlich. Das spornte David an, sich noch verschiedene

andere Leute auszudenken, die er dann spielte. Schon war es Zeit zum Mittagessen.

»Du bist ein braver Junge, dass du Ruth so lustig unterhalten hast«, sagte seine Mutter dankbar, als die beiden lachend ins Haus stürzten.

Nach dem Mittagessen musste Ruth schlafen, und David hatte frei. Er lief zum Zaun und blickte den Abhang hinunter. Das Meer kräuselte sich und glänzte im Frühlingssonnenschein. Es war Ebbe, der Strand lag verlassen da. Keine einzige Fußspur störte die blassgoldenen Flächen des feuchten Sandes. Da merkte er plötzlich, dass er keine Minute länger warten konnte. Auf Zehenspitzen schlich er an Lumpi vorbei, der auf einer Stufe schlief. Dann rannte er los, den Pfad hinauf auf der Suche nach Waffi. Sie hatten sich überlegt, dass es gefährlich wäre, Lumpi an den Strand mitzunehmen. Wenn der große Tag käme, an dem das Geheimnis des kleinen Bootes gelüftet wurde, könnte alles darauf ankommen, dass sie still lägen und ungesehen blieben. Lumpis aufgeregtes Schnaufen angesichts der Gefahr würde alles verderben.

David traf Waffi, als dieser gerade nach ihm Ausschau hielt. Sie fühlten sich beide äußerst kühn, weil es ein heller, klarer Nachmittag war, erfüllt mit den gewohnten Geräuschen. Sie waren schon fast drei Wochen lang nicht mehr am Strand gewesen. Heute war gerade der richtige Tag für einen mutigen Neuanfang. Sie sahen einander mit glänzenden Augen an und machten sich in schweigender Übereinstimmung auf den Weg zum Strand. Beide wussten, dass sie etwas erleben würden, und beide fühlten sich zu allem bereit.

Sie besserten ihren Unterstand mit Sand und Steinen aus, denn er war beim Sturm überflutet worden, und die Befestigungen waren zerstört. Während sie arbeiteten, sprachen sie nur im Flüsterton miteinander. Das war so

richtig geheimnisvoll. Dabei behielten sie die ganze Zeit die nahe Landzunge im Auge, um die herum jeder kommen musste, der zur Bucht wollte – außer er nähme denselben Weg wie David und Waffi.

Inzwischen bewegte sich die Sonne weiter nach Westen, und die Stunde nahte, in der vielleicht etwas geschehen konnte. Schon veränderte sich das Licht zum letzten klaren Glanz, der jede Einzelheit hervortreten lässt, bevor er schwindet. Waffi kroch nahe an David heran.

»Einer muss bauen und der andere Wache halten«, flüsterte er. »Wenn sie kommen, kommen sie bald.«

Er duckte sich hinter einen Felsen. David fuhr fort, ihre Höhle zu säubern, und arbeitete so schnell er konnte. Seine Hände waren fast wund vom vielen Scharren und Graben. Aber er war mit dem Ergebnis zufrieden. Niemand, der vorüberging, konnte sie sehen, wenn sie sich hineingezwängt hatten.

Da gab Waffi plötzlich ein sonderbares, warnendes Geräusch von sich. Er sprang in den Unterstand und zog David am Hosenboden hinein. Mit pochenden Herzen drückten sie sich in der feuchten, sandigen Höhle aneinander.

»Schau«, flüsterte Waffi atemlos, »sie kommen!«

Zwei Männer bogen um die Landzunge und gingen dicht an ihnen vorbei. Sie führten ein hitziges Gespräch. Beide trugen lange Gegenstände unter ihren verwitterten Mänteln. »Ich sage, wir müssen abfahren, sobald es dunkel ist«, sagte der eine.

»Und ich sage, wir haben noch Zeit genug, in die Stadt zurückzukehren, um die anderen zu holen«, erwiderte der andere.

»Du bist verrückt«, sagte der Erste. »Wir werden zu spät kommen; es kann alles verloren sein, wenn wir den Boten nicht vor Morgengrauen treffen.«





»Auch ich möchte, dass dieses Geschäft heute Nacht zum Abschluss kommt«, antwortete der andere. »Wir werden es erledigen, es ist Vollmond. Dies ist meine letzte Fahrt. Ich will mit dem Geld nach Hause, ich habe genug von dieser gefährlichen Arbeit.«

Sie standen mit dem Rücken zu den Kindern und redeten heftig aufeinander ein. Dann gingen sie, immer noch streitend, zum Felsen und zogen sich Hand über Hand den Grat entlang. Was es auch sein mochte, was sie trugen, es war fest an ihre Körper gebunden. Sie brauchten keine Hand, um es festzuhalten. Einer verschwand in der Bucht; der andere reichte ihm etwas Langes und Dunkles nach. Einige Minuten später hatten sie den Rückzug angetreten und kamen wieder am Unterstand vorbei.

»Meinetwegen«, sagte der eine wütend, »wenn du unbedingt willst! Aber wenn es länger als eine halbe Stunde dauert, gehe ich nicht mit. Wenn es Tag wird, kann uns die Küstenwache erwischen, und der Bote wartet nicht.«

»Ach, in einer halben Stunde sind wir auf jeden Fall zurück«, sagte der andere besänftigend. »Nur keine Angst! Ehe der Mond aufgeht, sind wir weg. Lass uns gehen.«

Sie eilten mit großen Schritten davon. Nach einiger Zeit hob Waffi vorsichtig den Kopf und schaute über die Wand des Unterstands. Er konnte die zwei Gestalten gerade um die Landzunge herum verschwinden sehen.

David und Waffi wechselten einen langen Blick. Zu zweit brauchte man viel weniger Angst zu haben als allein. David fühlte sich ganz mutig.

»Eine halbe Stunde«, sagte Waffi, »da haben wir eine Menge Zeit. Wir können den Grat entlangklettern und nachschauen, was es ist. Wir werden zu Hause sein, ehe sie zurück sind. Wir brauchen keine fünf Minuten.«

David zögerte. Sein Herz schlug recht ungemütlich gegen die Rippen. Aber dies war ihre Chance, er durfte kein Feigling sein. Er nickte, und sie krochen vorsichtig aus ihrem Versteck. Dann schauten sie sich nach allen Seiten um. Es war sehr still, und das Tageslicht verschwand nun. David war froh über die Dämmerung. Im hellen Glanz des Sonnenuntergangs hätte er es nicht gewagt, zum kleinen Boot zu gelangen. Aber in diesem Halbdunkel würde es sicher nicht gefährlich sein. Selbst wenn die Männer um die Landzunge herum eher zurückkämen, würden die Jungen sie rechtzeitig sehen, um den Küstenabhang hinauf nach Hause zu entkommen.

Sie überquerten den Sand auf Zehenspitzen und krabbelten zum Felsgrat hinauf. Waffi zuerst, David folgte. So erreichte Waffi als Erster die Felsenspitze und spähte darüber hinweg ins Boot.

»Was ist es? Sag schnell!«, drängte David.

»Nichts«, antwortete Waffi, »das Boot ist leer. Außer ... Der Boden sieht sehr hoch aus.«

»Lass mich sehen«, sagte David und schaute über Waffis Schulter. »Vielleicht hat das Boot einen doppelten Boden. Sie müssen doch diese langen Dinger irgendwo versteckt haben.«

»Ich gehe hinunter und schaue nach«, sagte Waffi kühn, »du hältst Wache, David. Kannst du die Landzunge sehen?«

»Ja ...«, antwortete David zögernd, »gerade noch. Aber es wird schnell dunkel. Waffi, beeil dich.«

Waffi glitt mit einem kleinen Plumps in das Boot hinunter und fing eilig an, die Ränder der Bodenbretter abzutasten. Eins war locker. Er hob es mit einem kleinen, aufgeregten Schrei weg. Es war noch hell genug, um zu sehen, was darunter lag: ein Stapel Gewehre, immer ein Kolben gegen einen Lauf geschichtet.

»Die wollen sie an die Grenze bringen, für den Krieg«, flüsterte Waffi. Ein Siegesgefühl stieg in seinem jungen Herzen auf. »David, wir dürfen das niemandem sagen. Wir sind nämlich auf ihrer Seite. Kannst du die Landzunge noch sehen?«

»Kaum noch«, sagte David unruhig und schaute scharf durch die Dämmerung. »Aber komm jetzt herauf, schnell. Es wird ... au ...!« Ein harter Schlag traf seinen Kopf. Dann wurden seine Arme nach hinten gedreht. Ein Mann war lautlos von der anderen Seite des Küstenabhangs herangeschlichen, während Davids Augen die Landzunge abgesucht hatten.

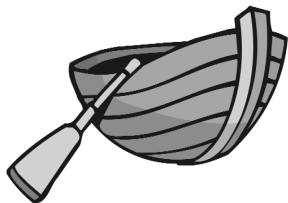
Jeder Versuch, sich freizukämpfen, war zwecklos. Eine starke Hand hielt ihn wie in einem Schraubstock. Im nächsten Augenblick schaute ein dunkles, bärtiges Gesicht über Davids Kopf zu Waffi hinunter. Der stand im Boot, das Bodenbrett hatte er noch in den Händen.

»So«, sagte der Mann mit erschreckender Ruhe, »ihr habt gedacht, wir wären nur zu zweit, und beide wären weggegangen. Aber wir lassen unsere Flinten nicht unbewacht. Es ist immer ein Dritter dabei, und auch der ist bewaffnet. Steig hinunter ins Boot, du Weißer, und setz dich mit gekreuzten Armen hin. Wenn einer von euch sich rührt, schieße ich!«

Er ließ David an Arm und Hemdkragen ins Boot hinunter und setzte ihn mit dem Gesicht zum Meer ab. Keiner der Jungen wagte aufzuschauen. David saß so steif, dass ihm die Muskeln wehtaten. Er war viel zu eingeschüchtert, um auch nur einen Finger zu rühren. Er schaute zu Waffi hinüber. Dieser saß wie erstarrt da. Sein Gesicht schimmerte kalkweiß in der Dämmerung. Die Wände der Bucht verbargen die freundlichen Küstenlichter. Der Streifen Himmel über dem Meer wurde dunkler und dunkler. Aber wie David so dasaß und zum Horizont starrte, vor Angst halb besinnungslos und ge-

lähmt, bemerkte er etwas. Ein Stern erschien über dem Hafen, klar und einsam wie der Stern an ihrem Weihnachtsbaum.

Und viel später, als Schrecken und Dunkelheit längst vorüber waren wie ein böser Traum, erinnerte sich David immer noch an diesen Stern.



## Eine silberne Bahn auf dem Meer

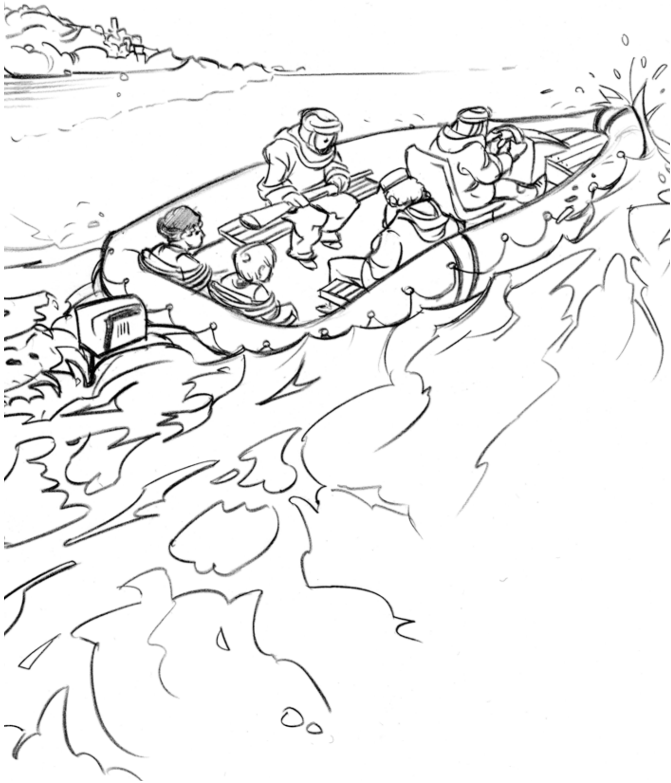
Die beiden Jungen wussten nicht, wie lange sie schon im Boot saßen. Es mochten Minuten oder Stunden sein; sie hatten jeden Sinn für die Zeit verloren. Sie wussten nur, dass die Nacht dunkler und dunkler wurde und sie erbärmlich froren. Davids rechter Fuß war eingeschlafen, aber er wagte nicht, ihn zu bewegen. Er mochte auch nicht an das Licht denken, das aus der Küche leuchtete, und nicht an den Vater, der ihn jetzt sicher suchte, und nicht an die weichen Arme seiner Mutter. Sie würden jetzt denken, dass er ungezogen war und sich verspätete. Tränen stiegen ihm in die Augen und liefen über seine Wangen. Er traute sich nicht, die Hand zu heben, um sie wegzuwischen.

Er meinte, es müsste schon bald Morgen sein. Aber in Wirklichkeit saßen sie erst eine halbe Stunde lang da, als sie das Geräusch schneller Schritte auf dem Kies hörten und das leise Plätschern des Wassers, als die Männer zum Felsenriff wateten. Sie hörten eine Stimme, die eine entsetzte Frage stellte, und eine Antwort, die sie nicht verstanden. Dann scharrende Geräusche. Obwohl sie immer noch nicht aufzuschauen oder sich zu bewegen wagten, wussten sie, dass drei Augenpaare sie anstarrten.

»Nun«, fragte die erste Stimme flüsternd, »was wollt ihr mit ihnen machen?«

»Sie draußen ins tiefe Wasser werfen«, antwortete die zweite Stimme.

»Wenn sie gesehen haben, was es zu sehen gibt, dürfen wir sie nicht mehr gehen lassen. Man kann Kindern



nicht trauen. Die Küstenwache würde uns am anderen Ufer erwarten, und das würde Gefängnis für uns alle bedeuten.«

»Vorsicht«, flüsterte die tiefe Stimme des Mannes, der sie gefangen hatte, »einer davon ist ein Europäer.«

»Umso schlimmer. Wahrscheinlich ein Franzose. Sie werden in kürzester Zeit hier unten sein und nach ihm

suchen. Es ist besser, wir machen uns schnell davon. Halte die Kinder mit deinem Gewehr in Schach. Sie könnten versuchen zu entkommen, solange es seicht ist.«

Das kleine Boot schlingerte gegen die Felswand, als sein Besitzer sich hineinfallen ließ. Der zweite Mann folgte. Einen Augenblick später fühlte David sich von einem Seil fest umschlungen. Er wurde kurz hochgehoben und am Rücksitz festgebunden. Der andere Mann ging zu Waffi hinüber und band ihn ebenfalls am Rücksitz fest. Stofffetzen wurden über ihrem Mund verknotet. Die Männer bewegten sich so schnell und geschickt, dass alles nur ein paar Sekunden dauerte. Dann war das Boot auch schon aus der Bucht heraus. Die beiden Männer ruderten schnell und lautlos. Die Ruder machten kaum ein Geräusch, wenn sie das Wasser berührten.

So glitten sie ungefähr zehn Minuten dahin. Dann wandten sich die beiden Männer dem Schaltbrett im Bug zu. Ein leises »Tuck-tuck ...« begann. Das Boot bewegte sich schneller und zitterte ein wenig beim Laufen des Motors. Der erste Mann stand auf, ging zu den Kindern auf dem Rücksitz und schnitt die Fetzen auf, die ihren Mund bedeckten. Waffi brach in hysterische Schreie aus. Aber das half nichts, sie waren zu weit von der Küste entfernt. Sie fuhren aufs offene Meer hinaus, und niemand konnte sie hören.

David schrie nicht, weil es ja doch nichts nützte. Er drehte seinen Kopf, um die Spitze der Landzunge zu sehen, die schon weit hinter ihnen lag. Er dachte, es müsste schon bald Mitternacht sein, aber die Lichter brannten noch. Natürlich, dachte David, würden seine Eltern niemals ohne ihn ins Bett gehen. Nur Ruth würde mit der Puppe im Arm in ihrem Bettchen schlafen. Er hatte nie zuvor gewusst, dass er Ruth so lieb hatte. Er wagte nicht, zu lang an seine Eltern zu denken, denn sonst müsste er weinen. Sein Nacken tat ihm weh, er konnte nicht länger

rückwärts schauen. So sah er nach vorn und blinzelte vor Überraschung. Das Wasser vor ihm war nicht mehr grau, sondern silbern. Der Mond war aufgegangen und hatte einen Lichtstreifen über das Meer gelegt. Genau wie damals in der Nacht, als er ein richtiges Gotteskind geworden war. Er erinnerte sich plötzlich an die Geschichte, die er heute Morgen gelesen hatte. »Ich bin's, fürchte dich nicht!«, sagte Jesus zu dem erschrockenen Petrus. Und Petrus war aus dem Boot gestiegen und vielleicht auch über einen leuchtenden Streifen gegangen, der direkt zu Jesus führte. Und dieser Silberstreifen hier war bestimmt von Gott geschickt, um ihn daran zu erinnern, dass Jesus ganz nah bei ihm war, auch auf diesem einsamen Meer, dass er ihm seine Hand liebevoll entgegenstreckte und ihn hielt.

»Waffi«, flüsterte er, »ich werde beten.«

Waffi, der erkannt hatte, dass niemand sich im Geringsten um ihn kümmerte, hatte aufgehört zu schreien und lehnte nun, zusammengesunken und erschöpft, den Kopf an Davids Schulter. Sein Körper wurde von leisem Schluchzen geschüttelt. Und doch war ihm bei all seinem Schrecken schon Davids beherrschte Ruhe aufgefallen. Glaubte David wirklich, dass sein Christus sie retten könnte? Gab dieser den Christen tatsächlich so viel Kraft, dass David auch in so einer schlimmen Lage ruhig und zuversichtlich sein konnte? Würde Christus ihnen helfen? Waffi rückte so dicht wie möglich an David heran. Es war tröstlich, den anderen zu spüren, und obendrein wärmte es.

»Wer bist du?«, fragte der größere Mann, indem er sich ihnen unerwartet zuwandte. »Du, Sohn unseres Landes, was ist dein Vater?«

»Ein Lastwa ... genfahrer«, flüsterte Waffi mit klappernden Zähnen.

Die Küstenlichter lagen jetzt weit hinter ihnen, und das Wasser sah sehr, sehr tief aus.



»Und du, Franzosenjunge«, stieß der Mann hervor, »wer ist dein Vater, und wo wohnst du?«

Er sprach Französisch, und David blickte ihn verständnislos an.

»Ich verstehe nicht, ich bin Engländer«, antwortete er in der Landessprache. Der Mann schaute ihn neugierig an. »Engländer, und du sprichst unsere Sprache!«, rief er aus. »Wer bist du?«

»Ich bin der Sohn des Doktors vom englischen Krankenhaus«, antwortete David, und beim Gedanken an seinen gütigen, starken Vater zitterte seine Stimme. Der Mann beugte sich zu ihm hinüber und betrachtete eingehend das kleine weiße Gesicht, das sich ihm im Mondlicht entgegenhob.

»Der Sohn des englischen Doktors«, wiederholte der Mann. »Ist es der große Doktor mit der Narbe an der Stirn?«

»Ja«, antwortete David, und diesmal schluchzte er leise auf. Der Mann blickte ihn weiter direkt an und strich sich den Bart. Dann drehte er sich zu seinem Freund um, der das Boot steuerte.

»Der Doktor ist ein aufrechter Mann«, sagte er, »ein Vater der Armen. Ich war kaum älter als diese beiden Jungen hier, da starben meine Eltern, und niemand pflegte die Wunden, die ich an den Beinen hatte. Er fand mich und nahm mich auf. Ich war monatelang im Krankenhaus, und er verband mich mit seinen eigenen Händen. Ohne ihn wäre ich heute ein lahmer Bettler. Ich will kein Haar vom Haupt seines Sohnes krümmen. Wir müssen uns einen anderen Plan ausdenken.«

»Es gibt keinen anderen Weg«, rief sein Freund aufgebracht. »Wenn die Kinder nach Hause kommen, sind wir verloren.«

»Nein, das sind wir nicht«, antwortete der Erste, der anscheinend schon eine Idee hatte. »Pass auf, wir kom-

men noch vor der Morgendämmerung an der nächsten Landzunge vorbei. Wir werden dort anlegen und die Kinder auf dem Strand unterhalb des Pfades lassen. Eine Stunde später übergeben wir die Flinten und bekommen unser Geld. Dann mache ich Schluss. Die Kinder werden stundenlang wandern müssen, ehe sie ein Dorf finden. Dann werden sie schlafen. Die Menschen da oben und ihre Esel kommen nur langsam vorwärts. So werden sie nicht vor heute Abend oder sogar morgen wieder bei ihren Eltern sein. Wenn es dämmert, verstecken wir das Boot, und lange bevor es Nacht wird, sind die Flinten hoch oben in den Bergen.«

Der andere Mann schien beunruhigt und verärgert. Eine lange, geflüsterte Unterhaltung folgte, während das kleine Boot weiter durch das tiefe Wasser pflügte.

Dann drehte sich der erste Mann zu den Jungen um.

»Den fürchte ich nicht«, sagte er, indem er auf Waffi zeigte. »Er ist ein Sohn unseres Landes, und unser Krieg ist sein Krieg. Seine Leute werden uns nicht verraten. Es ist der andere, den ich fürchte. Und doch will ich ihm nichts tun um seines Vaters willen.«

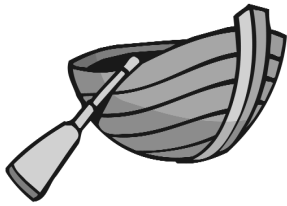
Er lehnte sich vor, bis sein Gesicht ganz dicht an dem von David war. »Hör, Kleiner«, sagte er, »wir werden dich sicher an Land bringen. Und wenn du heimkommst, erzähle deinem Vater alles, was geschehen ist. Sag ihm, dass er Erbarmen mit mir hatte, als ich ein Kind war, und dass ich deshalb mit seinem Kind Erbarmen hatte. Bitte ihn, uns nicht zu verraten, um der Liebe willen, die er zu unserem Volk und unserem Land hat.«

»Ich werde daran denken«, sagte David feierlich. »Ich werde meinem Vater erklären, dass wir nichts verraten dürfen.«

Er zitterte vor Kälte, und ihm war schwindelig vor Aufregung und Müdigkeit. Aber er hatte keine Angst mehr. Dieser Mann war freundlich. Irgendwie, irgend-

wann würden sie wieder nach Hause kommen. Der Mann zog ein Messer aus seiner Tasche und schnitt die Stricke durch, mit denen die Kinder gefesselt waren. Die Bretter waren hart und die Nachtluft kalt. Aber die See schaukelte sie sanft, und das Spritzen des silbernen Wassers am Bug lullte sie ein wie ein Wiegenlied. Der Mond war hoch über den Horizont hinaufgestiegen. David blickte in sein klares Gesicht. Sein Licht schien ihn in einen leuchtenden Frieden einzuhüllen, als ob starke, liebende Arme ihn festhielten. Er legte einen Arm um den verängstigten Waffi, als wollte er ihm seinen Trost weitergeben.

›Ich wünschte so sehr, dass Waffi alles verstehen würde‹, dachte er bei sich. ›O, wie ich mir das wünsche!‹ Dann rollte er sich auf den Planken zusammen und schlief so tief und fest, als läge er in seinem Bett zu Hause. Die Sternbilder schienen über ihm, und der Mond bewegte sich in seinem Lauf zu den dunklen Berggipfeln. Die dunkelste Stunde vor der Morgendämmerung nahte. Das kleine Fahrzeug mit seiner kostbaren Last wandte sich der Küste zu und legte am Strand unterhalb der Hügel an.



## Das überraschende Treffen

David erwachte mit einem Ruck und hatte nicht die geringste Ahnung, wo er sich befand. Er war durchgefroren und steif und lag auf bloßen, nassen Brettern. Eine große Hand schüttelte ihn energisch, aber nicht unfreundlich. Überall um ihn herum waren fremde Geräusche: Der Kiel knirschte auf dem steinigen Grund, die Wellen klatschten gegen die Bootswand, der Wind seufzte auf dem schwarzen Wasser, und Männerstimmen flüsterten. David fing vor Kälte und Verwirrung an zu weinen. Das halb vergessene Entsetzen legte sich wie ein Schatten über ihn. Aber eine Hand drückte sich fest auf seinen Mund, bis das Schluchzen aufhörte. Dann wurde er von kräftigen Armen, die nach Benzin und Tabak rochen, hochgehoben und auf dem steinigen Strand auf die Füße gestellt. Ihm war so schwindelig, dass er seitlich umkippte. Aber der Mann hob ihn wieder auf und lehnte ihn gegen einen Felsen. Einen Augenblick später wurde Waffi neben ihm abgeladen, und sie drängten sich erleichtert aneinander.

»Ich muss euch jetzt allein lassen«, flüsterte der Mann. »Gleich hinter euch führt ein Pfad ins Landesinnere hinauf. Aber ihr müsst warten, bis es hell wird. Es dauert keine Stunde mehr bis zum Morgengrauen. Bleibt immer auf dem Weg, bis ihr hinter den Hügeln zu einem Dorf kommt. Es ist weit, aber ihr könnt euch nicht verlaufen. Sagt den Leuten, wer ihr seid, und sie werden euch nach Hause bringen. Die Leute dort oben lieben den englischen Arzt. Geht in Frieden, Allah helfe euch! Und vergesst meine Botschaft nicht!«

Der Mann verschwand. Sie hörten den Kiel auf den Steinen knirschen, als das kleine Boot von der Küste abstieß. Nach einer Weile erstarb das Geräusch des Motors in der Dunkelheit. Es war wirklich sehr finster. Zwar war der tintenschwarze Himmel mit hell leuchtenden Sternen übersät. Sie glühten noch einmal auf, ehe ihr Licht verblasste. Aber der Mond war untergegangen, und die Hügel hinter ihnen zeichneten sich nur undeutlich ab, dunkel und drohend. Neben ihnen plätscherte ein kleines Rinnsal ins Meer.

Es hatte keinen Zweck, jetzt schon den Pfad zu suchen. Sie konnten nichts tun als dasitzen und warten. Und während sie warteten, beobachtete David den Himmel. Sein Vater hatte ihn allerhand über die Sternbilder gelehrt. Er versuchte sie jetzt wiederzufinden – den Orion, die Plejaden, die Milchstraße und am Horizont das Südliche Kreuz. Waffi wimmerte und schniefte neben ihm, aber David hatte aufgehört zu weinen. Auf dem Wasser lag keine silberne Straße mehr. Und doch würde der, der damals auf dem Wasser gegangen war und den er so nahe gespürt hatte, sie nach Hause führen.

Waffi jammerte: »Wir werden auf diesem Strand erfrieren, ehe es Tag wird. Hast du keine Angst?«

David schwieg. Auch er hatte schreckliche Angst vor der Dunkelheit und der Flut und den Bergen im Rücken. Aber er dachte an die silberne Bahn auf dem Meer und an Jesus, der Petrus festhielt, damit er nicht ertrank. Jesus hatte auch ihn soeben vor dem Untergang bewahrt.

»Ich glaube daran, dass wir nach Hause kommen«, antwortete er tröstend. »Wenigstens haben sie uns nicht ins Meer geworfen.«

»Ach, David, du bist tapfer«, schluchzte Waffi. »Ist es dein Jesus, der dich so mutig macht?«

»Er behütet uns«, antwortete David einfach. »Soll ich dir erzählen, wie er über die Wellen ging, Waffi? Wir müssen ja doch noch warten.«

»Ja«, sagte Waffi mit einem müden Seufzer. Die beiden Jungen schmiegteten sich im Schutz des Felsens so eng aneinander, wie sie nur konnten, während David seine Geschichte erzählte.

»... als Jesus ins Boot stieg, war alles ruhig und still, und keiner fürchtete sich mehr.« David war fertig.

»Schau, Waffi, es fängt an, hell zu werden!«

Sie drehten sich um und saßen da, die Gesichter nach Osten gekehrt. Dort war die Dunkelheit schon nicht mehr so schwarz. Der Himmel wurde tiefblau, und die Sterne verblichen. Die Hügel erhoben sich wie ein geisterhafter Schatten hinter ihnen. Sie konnten sehen, wie sich weißer Schaum auf dem grauen Strand brach.

»Ich glaube, wir können den Pfad jetzt finden, es ist hell genug«, sagte David. »Komm, wir suchen ihn mal!«

Sie streckten sich, um Kälte und Steifheit abzuschütteln. Dann hinkten sie unter Schmerzen zum Fuß der Hügelkette. Bald fanden sie, was sie suchten – das Ende eines steinigen, schmalen Weges, der in einem Bogen in die Hügel hinaufführte. Zuerst mussten sie klettern. Sie hielten sich an harten Grasbüscheln und Tamarisken fest. Je höher sie stiegen, desto heller wurde es. Als sie den Gipfel erreicht hatten, lag das Meer wie ein silberblaues Tuch mit purpurnen Flecken zu ihren Füßen. Die Insel hob sich wie eine Festung aus dem Nebel vom rosigen Himmel ab. Sie setzten sich ins Gras, um auszuruhen und sich umzuschauen. Aber alles war nass und kalt vom Tau. So standen sie wieder auf, wandten dem hellen Osten den Rücken zu und betrachteten den Weg vor sich.

Da lag das hügelige Land, mit Steinen übersät. Es stieg zu Bergen an und fiel in Täler ab, bis es sich im kla-

ren Himmel verlor. Der Pfad schien gerade und gut sichtbar zu verlaufen. Ein Dorf war bis jetzt nicht in Sicht. Sie machten sich auf den Weg und trotteten schweigend nebeneinander her, denn sie waren sehr müde. Die Sonne stieg höher und wärmte ihnen den Rücken. Sie kamen zu einer Quelle, aus der sie trinken konnten. An den Stellen, wo Wasser durch den Morast floss, wuchsen Narzissen in duftenden Sträußen. Einmal kamen sie an ein Feld, das übersät war mit den weit geöffneten Sternen taubenetzter blauer Schwertlilien. Aber jedes Mal, wenn sie eine Hügelkuppe erreichten und hofften, endlich ein Dorf zu sehen, wurden sie enttäuscht. Das kahle, unbewohnte Hochland schien sich endlos fortzusetzen. Schließlich kamen sie erschöpft auf dem Gipfel eines Hügels an, der höher war als die anderen. Vor ihnen, jenseits des nächsten Tales, erhoben sich hohe Berge wie eine unübersteigbare Mauer. Die Felsen leuchteten rot im frühen Morgenlicht. »Da kommen wir nie hinüber«, rief Waffi verzweifelt. »Da oben gibt es Affen und Wildschweine. Wir haben sicher den Weg verloren!«

»Nein, das haben wir nicht«, sagte David. »Der Mann hat uns befohlen, immer den Weg weiterzugehen. Schau, Waffi, dort unten im Tal ist eine Ziegenherde, und da drüben sehe ich dünnen Rauch aufsteigen. Ich glaube, wir haben das Dorf fast erreicht.«

»Allah sei Dank!«, rief Waffi erleichtert aus. »Komm schnell weiter! Glaubst du, dass wir was zu essen bekommen werden? Ich habe einen solchen Hunger, dass ich Gras essen könnte.«

»Sicher bekommen wir was«, sagte David, der von den Einheimischen immer nur Freundlichkeiten erfahren hatte. Sie schlepten sich weiter. Vom rauen Pfad und den nassen Sandalen waren ihre Füße voller Blasen.

Das steinige Grasland und das niedrige Gebüsch wich kultivierten Feldern, terrassenförmig angelegten

Weingärten und verkrüppelten Ölbäumen. Das Dorf lag an einem Fluss unten im Tal. Auf der anderen Seite ragten rote Felsen schroff empor.

Sie gingen vorsichtig näher heran. Ein Mann pflügte mit einem einfachen, hölzernen Pflug und einem Ochsen gespannt. Er hielt inne, starrte sie neugierig an, sagte aber nichts. Ein magerer Hund kam bellend angelaufen. Waffi warf einen Stein nach ihm, und der Hund lief jaulend weg. Dann kamen sie zu einem Brunnen, an dem ein paar kleine Mädchen ihre Krüge füllten und wie Elstern schwatzten. Sie unterbrachen ihre Unterhaltung und blickten verwundert auf den blauäugigen, blonden Jungen mit dem schmutzigen Gesicht, der da plötzlich in ihrer Mitte stand. In diesem abgelegenen Dorf hatten manche noch nie einen solchen Menschen gesehen.

»Wer ist das?«, flüsterten sie nach einem Augenblick der Stille. »Wo kommt er her?«

»Ein Franzose«, sagte die eine und lachte.

»Was will er hier?«, fragte eine andere ängstlich. »Vielleicht sind noch andere Franzosen in der Nähe. Und der andere Junge? Wer ist das? Aus unserem Dorf stammt er nicht.« Sie musterten die Knaben erschrocken und misstrauisch.

David verließ aller Mut. Er war unaussprechlich müde, hungrig und durstig. »O Gott!«, betete er im Stillen. »Bitte schicke uns einen freundlichen Menschen. Bitte, bitte, führe uns irgendwohin, wo wir uns hinlegen und schlafen können. Und schicke jemanden, der uns nach Hause bringt!«

Die Kinder schauten einander scheu und unsicher an. Waffi bat um etwas Wasser. Darauf begannen die kleinen Mädchen zu kichern und miteinander zu flüstern. Sie sprachen den langsamen Dialekt ihres Stammes; Waffis städtischer Tonfall kam ihnen fremd und lächerlich vor. Die beiden Jungen schlepten sich weiter. Eines



der Mädchen warf eine Handvoll Kieselsteine hinter ihnen her. Aber selbst Waffi war zu müde, um zurückzuwerfen.

»Wir wollen zum Fluss gehen«, sagte David.  
»Vielleicht finden wir eine Frau beim Waschen. Kleine Mädchen sind doch dumme Dinger.«

Sie kamen an ein paar strohgedeckten Lehmhütten vorbei. Kinder spielten vor der Tür. Aus einer der Hütten drang das Geräusch eines Mühlsteins. Aber niemand bemerkte die beiden kleinen Jungen. Sie konnten jetzt den Fluss hören, der über die Steine gurgelte. Als sie um die nächste Ecke bogen, sahen sie vor sich einen kleinen Strand, auf dem Frauen und Mädchen kauerten, um Wäsche zu waschen. Holzkohlenfeuer brannten auf den Steinen. Große eiserne Kessel dampften, und das gelbliche Wasser schäumte von Seife. Kleider und Gewänder aller Arten und Größen waren am Ufer zum Trocknen ausgebreitet. Noch immer bemerkte niemand die zwei schüchternen Kinder. Sie hatten sich hinter einem Ölbaum versteckt, um zuerst einmal alles zu beobachten.

Plötzlich wurde Davids Aufmerksamkeit gefesselt. Eine kleine Gestalt kam den Pfad herunter und sang leise vor sich hin. Sie konnte ihn nicht sehen, denn sie trug ein großes Wäschebündel auf der Schulter. Auch er konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber er sah, dass sie einen Buckel hatte, und er hörte die Worte, die sie sang. Worte, die jeden Abend auf der Krankenhausstation gesungen wurden.

»Lela!«, schrie David und stürzte auf sie zu. Sie schrie ängstlich auf und fiel beinahe um, denn obwohl sie älter war als David, war sie nicht größer als er. Die schmutzige Wäsche flog nach allen Seiten.

»Ich bin's, David, der Sohn des Doktors!«, rief er. Sein Gesicht strahlte vor Freude, alle Müdigkeit war verges-



sen. Als Lela ihn erkannte, glaubte sie zu träumen. Sie hielt ihn auf Armeslänge von sich und blickte ihn direkt an. Während sie ihn betrachtete, hellte sich ihr Gesicht auf. Erst langsam erkannte sie, dass dies wirklich ihr kleiner Freund war.

»Ach, David«, sagte sie endlich. Mehr brachte sie nicht heraus, denn Tränen der Freude und Liebe rollten ihr die Wangen hinunter. Die Frauen ließen ihre Wäsche

auf den Steinen im Stich, drängten sich um sie herum und stellten ihnen Fragen. Es waren große Frauen mit kräftigen braunen Armen, aber David fürchtete sich nicht vor ihnen. Er blickte auf und lachte sie an. Beim Anblick seiner hellen Haare und blauen Augen lachten sie ebenfalls. Dann sahen sie Waffi und überhäuften ihn mit Fragen: »Wer?«, »woher?«, »warum?«.

Waffi setzte sich erschöpft unter den Ölbaum. Er konnte vor Müdigkeit nicht länger stehen. Er erzählte ihnen fast die ganze Geschichte und schmückte sie ordentlich aus. Besonders sorgfältig erzählte er ihnen, dass er und David seit gestern nichts mehr gegessen hatten. Sie brauchten dringend eine Mahlzeit. Aber er vergaß ihr Versprechen nicht und erwähnte nichts von den Flinten. Die Frauen saßen auf dem staubigen Weg oder standen, die Hände in die Hüften gestemmt, während sie lauschten. Immer wieder hörte man erstaunte Rufe. Ihre Stimmen waren laut und ihre Gesichter dunkel, aber ihre Herzen waren gütig. Jede wollte die beiden Jungen zu sich nach Hause nehmen und ihnen zu essen geben. Aber diese Ehre stand Lela zu. Es geschah nicht oft, dass sie jemandem Ehre erweisen konnte. Aber David gehörte in diesem Moment ganz allein ihr.

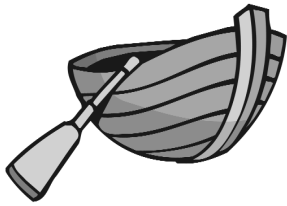
»Kommt«, sagte sie würdevoll, sammelte die Wäsche aus dem Schmutz auf und bündelte sie zusammen. »Wir gehen zu meiner Herrin.« Sie schritt den Pfad hinauf. Waffi und David folgten ihr, beim bloßen Gedanken an Essen und Ruhe schon erfrischt. Bald kamen sie zu einer Kaktushecke, die ein Lehmhaus umschloss. Zwei kleine Kinder spielten vor der Tür, eine Frau saß auf der Schwelle und knetete Brotteig. David erkannte sie sofort. Es war die Frau, die er an dem Tag gesehen hatte, als Lela ins Krankenhaus kam.

»Herrin«, rief Lela, »der Sohn des Doktors ist da. Er ist mit einem anderen Kind zu Fuß von der Küste her-

aufgekommen. Wir müssen ihnen zu essen geben, Her-  
rin, und sie nach Hause bringen.«

Die Frau erhob sich sofort, ganz aufgeregt von der Neugierkeit, und zog die Kinder in den kühlen Schatten der Hütte. Sie meinte, es könnte nicht schaden, mit dem Krankenhaus auf gutem Fuß zu stehen. Wer konnte denn wissen, wann wieder jemand krank würde? Aber sie war auch eine gutherzige Frau und gerührt beim Anblick der beiden müden und schmutzigen Jungen. Sie breitete eine Binsenmatte aus und brachte ihnen Buttermilch und hartes Brot. Lela lief hinter das Haus und kehrte mit zwei braunen Eiern zurück, die sie in eine Pfanne schlug. Dann blies sie das Holzkohlenfeuer darunter an. Beim Geruch des zischenden Öls zappelten die Kinder vor Ungeduld. Es gab weder Messer noch Gabel. Sie aßen aus einem einzigen Tongeschirr und putzten das letzte bisschen Fett mit Brot aus.

»Wann kann ich nach Hause?«, fragte David. Aber er war fast zu müde, um die Antwort noch zu hören, und kümmerte sich nicht mehr darum. Er war bei Lela in Sicherheit, und sie würde die Dinge irgendwie in Ordnung bringen. Die Frau zog die Binsenmatte in eine stille, dunkle Ecke, schob ein Kissen unter die Köpfe der Jungen und deckte sie mit einer hellen, handgewebten Decke zu. Ohne »Danke« gesagt zu haben, fielen beide in den tiefen Schlaf der Erschöpfung.



## Ein Lichtblick für Lela

Als David erwachte, war die Sonne schon hinter den roten Felsen jenseits des Flusses untergegangen. Der Abend war kühl und still. Davids Glieder waren steif und schwer von der kalten Nacht im Boot und der langen Wanderung ins Landesinnere. So blieb er still liegen, schaute über den Rand der Decke und lauschte dem Gackern der Hennen draußen, dem Klang des rinnenden Wassers unten am Pfad und dem Sprudeln, das aus einem Topf auf dem Holzfeuer kam. Er hörte Lela und ihre Herrin leise miteinander sprechen. Sie saßen im Eingang, zupften und kämmtten braune Schafwolle und pressten sie zu Ballen.

»Ich gehe zu den Nachbarn und frage sie, ob sie uns frische Minze leihen können«, sagte Lelas Herrin. »Wir müssen eine gute Mahlzeit bereithaben, wenn der Doktor kommt und seinen Sohn abholt. Er wird sicher heute Abend schon da sein, wenn dein Herr ihn rechtzeitig erreicht hat. Achte du auf das Essen, ich werde die Kinder mitnehmen.«

Sie schob das Kleine auf ihren Rücken, und die beiden älteren Kinder hängten sich an ihren Rock. So machten sie sich auf den Weg. Lela wartete, bis sie hinter der Kaktushecke verschwunden waren, dann drehte sie sich um und blickte zu David hinüber. Er hob seinen Kopf und lächelte ihr über die Decke hinweg zu. Sie raffte die Wolle in ihrem Schoß zusammen und setzte sich neben ihn auf die Matte.

»Die Zeit vergeht so schnell, David«, sagte sie traurig. »Kurz nachdem du eingeschlafen warst, ist mein Herr

weggegangen, um deinen Vater zu benachrichtigen. Es ist ein langer Weg über das Gebirge. Aber bald werden sie zurück sein, und dann gehst du schon wieder fort. Den ganzen Tag über wollte ich dich schon aufwecken, aber meine Herrin hat es nicht erlaubt.«

»Warum wolltest du mich denn wecken?«, fragte David. »Ich war so müde, ich glaube, ich wäre gar nicht wach geworden.«

»Warum?«, wiederholte Lela ungeduldig. »Natürlich, damit du mir mehr erzählst. Stell dir doch vor, David, seit ich ins Dorf zurückgekommen bin, hat mir niemand mehr etwas von Jesus erzählt. Ich schaue die Bilder an und versuche, mich zu erinnern, aber ich habe so viel vergessen. David, erzähl mir mehr von Jesus! Sag mir, wie ich beten muss! Ich möchte so vieles wissen, ich könnte die ganze Nacht zuhören.«

»Beten heißt, Gott alles zu sagen«, antwortete David. »Im Boot habe ich auch gebetet.«

»Und was geschah dann?«, fragte Lela.

»Ich erinnerte mich an die Geschichte in der Bibel, wo Jesus auf dem Wasser geht. Es lag ein Streifen von leuchtendem Mondlicht auf dem Meer. Das sah aus, als ob ... als ob er auf dem Weg zu mir wäre. Danach hatte ich nicht mehr so große Angst. Die Männer hatten gedroht, uns ins Wasser zu werfen, aber ich wusste, wir würden gerettet werden! Und am Brunnen betete ich, dass mir ein freundlicher Mensch begegnen möge, und dann fand ich dich.«

»O, o!«, rief Lela und rang ihre Hände, überwältigt vom Gedanken an all die Gefahren und die Angst, die ihr Freund durchgemacht haben musste. »Jesus antwortete auf dein Gebet, David. Also werde ich darum beten, dass ein Christ hierher kommt, damit ich mehr erfahre. Wie kann ich im Dorf der einzige Christ sein? Ich wage nicht, irgendjemandem davon zu erzählen. Sie

würden mich schlagen. Ich habe niemanden, mit dem ich mich aussprechen oder von dem ich etwas lernen könnte.«

»Ich weiß etwas«, sagte David, »damit es anders wird. Wenn mein Vater kommt, will ich ihn bitten, dir meinen Vers zu erklären. Er handelt von den Kindern Gottes, die wie Sterne am dunklen Himmel leuchten, weil Jesus sie verändert hat. Jetzt bist du das einzige Sternchen in diesem Dorf. Das bedeutet, dass du aufrichtig bist, wenn andere lügen, und freundlich, wenn andere böse und unfreundlich sind – wie die kleinen Mädchen am Brunnen. Ich bin ein Christ und Waffi nicht, so sind wir verschieden. Als ich letzte Nacht an Jesus dachte, hatte ich keine richtige Angst mehr, aber Waffi fürchtete sich die ganze Zeit.«

Waffi spitzte die Ohren. Er war in den letzten Minuten hellwach gewesen. Aber wie David hatte auch er keine Lust, sich zu bewegen, und lag nur ruhig da. David und Lela hatten ihn bei ihrer ernsthaften Unterhaltung nicht beachtet.

Zuerst hatte er ihrem Gespräch nicht gelauscht, aber der letzte Satz traf ihn heftig, denn er war wahr. Er schloss die Augen wieder und stellte sich schlafend. Er wollte nachdenken.

Waffi hatte vor Angst fast den Verstand verloren, während David einen ruhigen, zuversichtlichen Eindruck gemacht hatte, vor allem, nachdem der Mond herausgekommen war. Konnte dieser Jesus, von dem David so oft sprach, Todesfurcht und Dunkelheit wegnehmen? Gab es wirklich jemanden, der die ganze Zeit über bei ihnen gewesen war? Jemand, den Waffi nicht kannte, der sie gerettet hatte? Wenn das so war, wollte auch Waffi ihn kennenlernen. Er konnte auch jetzt noch nicht an das einsame schwarze Meer denken, ohne dass ihm Schauer über den Rücken liefen. Aber offenbar

erinnerte sich David weniger an das Grauen als an den Unsichtbaren, der dort gewesen war. Es gab so viele böse, schreckliche Dinge im Leben. Waffi wusste viel mehr davon als David. Es musste gut sein, immer jemanden bei sich zu haben, der einen beschützte und sich um einen kümmerte. Vielleicht könnte er David nach all dem fragen, wenn sie wieder daheim im Schutz ihres Gartens zusammensäßen.

Er lag da, halb in Gedanken, halb träumend, während die beiden anderen weiterplauderten. In der kleinen Hütte war es jetzt fast dunkel, aber durch die offene Tür konnte man ein Stück des gelblichen Himmels sehen. Die Luft war warm, und es duftete nach würzigem Eintopf. Lelas Herrin kam bald zurück, ihre kleinen Kinder trotteten hinter ihr her. Sie zündete die Lampe an. Waffi stellte sich nicht länger schlafend. Sie zogen die Matte ans Feuer und setzten sich nahe an die glühende Holzkohle. David horchte ununterbrochen auf ein Geräusch, das nun bald kommen musste und auf das er fast nicht mehr länger warten konnte.

Kurz bevor es dunkel wurde, war es so weit. Zuerst hörte man Hunde bellen, dann Männerstimmen und endlich das Auto. David schoss aus der Tür über den staubigen Hof, sodass die Hühner erschrocken nach allen Seiten stoben. Er fiel seinem Vater in die Arme, als dieser in der Öffnung der stacheligen Hecke erschien. Der Arzt drückte seinen Sohn immer wieder an sich, als wollte er ihn nie mehr loslassen. Waffis Vater war auch da. Er schob die beiden zur Seite, da er zu seinem eigenen Sohn wollte.

»Vater«, flüsterte David, indem er ihn immer noch fest umschlungen hielt, »bitte erzähl der Polizei nichts von uns und lass nicht zu, dass sie uns ausfragen. Wir haben dem freundlichen Mann versprochen, nichts zu verraten.«



Sein Vater lachte. »Die Männer wurden heute abgefangen, David«, sagte er. »Glücklicherweise hatte Waffi seinem Vater von dem kleinen Boot erzählt. Wir wussten, dass ihr zum Strand hinuntergegangen wart, und er vermutete, ihr könntet auf eine Bande von Waffenschmugglern gestoßen sein. Seit Mitternacht wurde die ganze Küste überwacht und auch die Straße zur Grenze. Heute Morgen hat man das kleine Boot in einer Bucht gefunden. Die Flinten waren in einem Lastwagen hoch oben im Gebirge, unter gefrorenem Fisch verborgen. Am Nachmittag wurden auch die Männer aufgespürt. Sie können froh sein, dass sie euch freigelassen haben. Schmuggeln ist ein kleines Vergehen. Aber wer kleinen Jungen etwas antut, wird schwer bestraft.«

»O!«, sagte David. Die Männer taten ihm leid, aber er fühlte sich sehr erleichtert. Sein Geheimnis hatte ihn schwer bedrückt. Er wollte keine Geheimnisse mehr haben, solange er lebte. Entspannt lehnte er sich an seinen Vater. »Fahren wir jetzt gleich heim zu Mama?«, fragte er.

»Bald«, erwiderte der Vater. »Erst müssen wir noch ein bisschen dableiben, aus Dankbarkeit den freundlichen Leuten und Lela gegenüber. Mama weiß, dass du in Sicherheit bist. Also brauchen wir uns nicht so sehr zu beeilen.«

Man wäre auch wirklich nicht so schnell weggekommen, denn die Tische waren schon hergerichtet und ein Fest vorbereitet worden. Der Eintopf mit einigen Stückchen Rebhuhnfleisch wurde in ein Tongefäß gefüllt, und frische Brotfladen wurden in Stücke gebrochen. Teppiche und Matten waren über den Boden gebreitet, und alle setzten sich in dem kleinen Raum nieder. Der Geruch der Öllampe mischte sich angenehm mit dem Duft von warmem Brot, saftigem Fleisch und frischer Minze. Jeder Mann hatte einen kleinen Sohn an seiner Seite. Lela und ihre Herrin saßen ein wenig abseits, be-



reit, zu bedienen und den Tee aufzugießen. Es war ein gutes Abendessen; die hungrigen Kinder freuten sich riesig über es. Alle redeten gleichzeitig von den außerordentlichen Ereignissen der vergangenen Nacht, außer Lela. Sie saß schweigend da, die Hände gefaltet, das Herz schwer wie Blei.

Davids Vater war so plötzlich gekommen, und nach dem Essen würden sie gleich wegfahren. Sie würde nicht mehr mit ihnen allein sprechen und all die Fragen stellen können, die sie beschäftigten. Sie hungerte nach dem Brot des Lebens und wollte so gern mehr wissen. Aber es würde keine Gelegenheit mehr dazu geben. Doch David hatte ihr etwas gesagt, woran sie sich klammern konnte. Sie würde anders sein, so wie ein Stern in der Nacht. Jesus konnte sie anders machen. Sie wusste noch nicht, wie, aber David hatte gesagt, er könne es.

Die Mahlzeit war beendet, und nun beeilte sich der Doktor, so schnell wie möglich wegzukommen. Er stand auf und dankte seinen freundlichen Gastgeber. Da glitt Lela an seine Seite und blickte zu ihm auf. Ihre Augen glänzten im Licht der Lampe von zurückgehaltenen Tränen.

»Möchten Sie ihnen nicht etwas erzählen?«, flüsterte sie. »Wenn Sie es nicht tun, erfahren sie nichts.«

Er zögerte, denn er wusste, dass seine Frau Angst haben würde, zudem waren die unebenen Bergwege im Dunkeln nur schwer zu befahren. Als er noch dastand und in das bittende Gesicht des Kindes blickte, hörte man draußen ein Rascheln und Flüstern und das Geräusch von nackten Füßen, die durch den Schmutz stapften. Ein Hund bellte, ein Kind fing an zu weinen. Die Füße standen still.

»Wer ist da?«, rief Lelas Herr. Erst hörte man nichts, dann kam vorsichtig die Antwort: »Es sind die Kranken aus dem Dorf. Wir haben gehört, dass der Doktor bei euch ist.«

»Kommt herein!«, rief der Herr. Sie stießen die hölzerne Tür auf und betraten den Raum. Ein schwacher alter Mann mit offenen Wunden an den Beinen, eine Mutter mit einem an Masern erkrankten Baby, eine Frau mit halb blinden Augen, die sie mit der Hand gegen das Licht schützte, und eine andere Mutter, die ein verkrüppeltes Kind trug. Ihre Gesichter waren von Hoffnung und Vertrauen erhellt, als sie dastanden, ihre Nöte erzählten und darauf warteten, was der Doktor sagen würde.

»Hört«, sagte Davids Vater, »ich habe keine Medizin bei mir und kann auch nicht länger bleiben. Heute ist Mittwoch, am Samstag werde ich zurückkommen. Ich werde meine Medizin mitbringen und das Buch, das den Weg zum Himmel zeigt. Sagt allen kranken Leuten, sie sollen sich mittags hier versammeln. Ich werde da sein.«

»Ich auch«, sagte David.

»Und ich«, sagte Waffi. Lela sagte nichts, denn ein kleines Dienstmädchen darf sich nicht in den Vordergrund schieben. Sie presste vor Freude ihre Hände zusammen und zog sich bescheiden hinter eine Getreidekiste zurück. Auch die Leute waren glücklich.

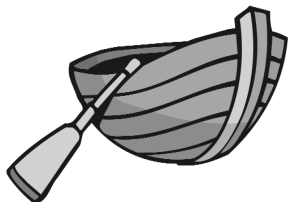
»Vergesst es nicht, vergesst es nicht, er kommt bestimmt!«, riefen die Leute hinter dem Doktor her, als die Besucher es endlich fertiggebracht hatten, aufzubrechen, nachdem sie ihren Gastgebern wieder und wieder gedankt hatten.

Der Mond war aufgegangen, und die Ölbäume leuchteten silbrig. David und Waffi wären gerne auf den Mustern gehüpft, die das Mondlicht auf die Straße malte. Aber ihre Füße waren voller Blasen und wund, sodass sie nur humpeln konnten.

Wie schön war es, sich im warmen Wagen an seinen Vater zu schmiegen! Die lange, holprige Reise nach Hause begann. Sie fuhren langsam über den unebenen Maul-

tierpfad. Es gab nichts zu sehen als silbrige Berge, die sich von einem sternbedeckten Himmel abhoben. Dann und wann schimmerten Büschel von weißen Narzissen geheimnisvoll im Mondlicht. Nachdem sie viele Kilometer lang durchgeschüttelt worden waren, erreichten sie die Hauptstraße. Jetzt konnte der Vater schneller fahren. Sie sausten durch die Nacht, weiter und weiter, bis zu ihrer Rechten das Meer auftauchte und sie vor sich die Lichter der Stadt erblickten. David meinte, es seien Wochen vergangen, seit er seine Mutter gesehen hatte. Er hatte innerlich und äußerlich so viel erlebt seit der vergangenen Nacht, dass er sich wie ein ganz anderer Junge fühlte. »Das Leben wird niemals mehr so sein wie zuvor«, dachte er.

Der Hafen kam in Sicht. Jetzt fuhren sie den Hügel hinauf. Drüben konnte man die erleuchteten Fenster des Krankenhauses sehen. Im Lichtkreis unter der Lampe am Tor standen seine Mutter, Ruth und Lumpi. Das Auto hielt neben ihnen. David stieß Waffis Vater fast seinen Ellbogen ins Auge, als er sich an ihm vorbei zur Tür drängte und hinauspurzelte. Er wurde von Mutters Armen aufgefangen, während Lumpi bellte und bellte. David war zu Hause.



## Waffi wird nachdenklich

Nachdem David ein Bad genommen und am letzten Ferientag lange geschlafen und sich ausgeruht hatte, fanden die Eltern, dass er am nächsten Morgen in die Schule gehen könne. Aber er fand es ziemlich schwierig, das alte Leben wieder aufzunehmen, als ob nichts geschehen wäre. In den folgenden Tagen war es nicht leicht, mit ihm klarzukommen. Er hatte einen stärkeren Schock erlitten, als ihm selbst bewusst war. Er war müde und verstimmt und weinte immer gleich los, auch wenn es keinen Grund dafür gab. Er plagte Ruth, bis auch sie weinte. Seine Lehrerin erwischte ihn oft dabei, dass er in den Schulstunden nicht aufpasste. Am Freitagabend fühlte er sich elend und unzufrieden. Er schlenderte in den Garten hinaus und traf auf Waffi.

»Hallo!«, sagte Waffi. »Möchtest du zum Strand hinter? Jetzt ist es da sicher.«

»Ich darf nicht«, antwortete David mürrisch, »ich darf nicht mehr ohne meinen Vater.«

»Tja«, sagte Waffi, »dann wollen wir im Garten bleiben. Wir könnten ja Bogenschießen üben!«

Aber Waffi wollte wie gewöhnlich der Erste sein und versuchte jedes Mal, den besten Pfeil zu erwischen. David hatte auch keine Lust, zu verlieren. »Du betrügst!«, rief er böse. »Du hast den besten Bogen und den geradesten Pfeil. Tausch mit mir, dann gewinne ich.«

»Das ist nicht wahr«, gab Waffi zurück. »Sie sind alle gleich gut.«

»Nein, das sind sie eben nicht!«, schrie David. Er verlor die Geduld und griff nach dem Bogen. Waffi hielt fest, und David zog.

Der Erfolg war vorauszusehen: Es krachte plötzlich, und der Bogen brach entzwei.

»O du!«, schrie David wütend. »Du hast meinen besten Bogen kaputt gemacht. Du machst immer meine Sachen kaputt. Ich mag nicht mehr mit dir spielen!«

»Und ich habe keine Lust mehr, mit dir zu spielen!«, erwiderte Waffi. Er warf sein Stück in hohem Bogen in die Bambushecke und drehte sich verärgert auf der Ferse um. »Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben und auch mit keinem anderen Christen! Die Christen sind genauso selbstsüchtig und böse wie andere Leute.«

Er ging langsam den Pfad hinunter, denn er wartete darauf, dass David ihm nachgelaufen käme. Aber David hatte sich abgewandt, um die Tränen zu verbergen, die ihm in die Augen stiegen. Er stand beim Zaun und blickte mit zugeschnürter Kehle über das Meer. Dies war also das Ende seiner Hoffnungen und Gebete! Er hatte so fest geglaubt, dass Waffi ein Christ würde, und jetzt war alles verdorben. Waffi würde niemals mehr glauben, dass Christen anders wären. David selbst zweifelte auch daran.

Er blickte auf den zerbrochenen Bogen, den er vor ein paar Wochen mit solcher Sorgfalt angefertigt hatte. Bogen hielten meist nicht lange. Früher oder später zerbrachen sie, und dann machte man sich eben einen neuen. Hatte es sich wirklich gelohnt, sich deswegen zu zanken? Sein Blick wanderte über das Meer und den graublauen Himmel mit seinen rosa Wolken. Er stand oft in diesem versteckten Winkel unter den Mimosenbäumen und betrachtete den Abendhimmel. Und selbst wenn er wütend und schlecht gelaunt war, fand er den Sonnenuntergang immer schön. Die besten Dinge wie das Meer, der Sonnenuntergang, die Sterne und Gott

zerbrachen nie. Sie wurden nicht zerstört oder verändert. Gleich würde der Mond aufgehen und eine silberne Spur über das Wasser ziehen, wie in jener Nacht, als er so viel Angst ausgestanden hatte. Damals hatte er gewusst, dass Jesus bei ihm war, vielleicht, weil Jesus sich nie änderte. Er würde immer da sein, wenn David ihn brauchte. Er würde auch jetzt, wo David traurig war und so gern gut sein wollte, bei ihm sein. Das war ein tröstlicher, beruhigender Gedanke. Es war, als hätte man einen Felsen gefunden, an den man sich klammern konnte, wenn man schon fürchtete, von einer großen Woge in die Tiefe hinabgerissen zu werden.

»Es tut mir so leid«, flüsterte er, während er still dastand.

Die Schönheit rings um ihn herum beruhigte sein trauriges Herz. Eine kleine Möwe erhob sich auf ihren weißen Schwingen und flog in den Sonnenuntergang hinein. Eine rosa Federwolke zog über den Leuchtturm auf der fernen Landzunge. Der Stern, den er immer als ersten sah, war plötzlich da und glänzte an seinem üblichen Platz. Nichts war zerstört. Er dachte an seine Hoffnung und an seine Gebete für Waffi. Ihre Freundschaft ließ sich flicken, wenn er nur sagte, wie sehr es ihm leidtäte.

Er drehte sich langsam um, denn es war nicht leicht, das zu Waffi zu sagen. Sie waren beide schuld gewesen.

Waffi war sicher schon nach Hause gegangen. David war froh, dass heute nichts mehr zu machen war. Morgen würde es vielleicht leichter sein.

Aber Waffi war noch da. Es lag ihm sehr viel daran, dass die Sache wieder in Ordnung kam. Denn am nächsten Tag wollte er den Ausflug ins Dorf mitmachen. Das wäre unmöglich, wenn er und David noch Streit hatten; sein Stolz würde das nicht zulassen. Deshalb hatte er beschlossen zu warten, als er sah, wie David sich umdrehte und unter dem Mimosenbaum stehen blieb. Er



wusste, dass Davids Stimmung sich besänftigte, wenn er von dort aus über das Meer blickte. So traf David ihn auf der Türschwelle sitzend, als er um die Hausecke bog.

Die beiden Jungen beobachteten sich zunächst zurückhaltend. Dann rückte Waffi ein bisschen zur Seite. Nach kurzem Zögern nahm David die unausgesprochene Einladung an und setzte sich neben ihn. Wenn sie sich eng zusammendrückten, hatten sie beide auf der Stufe Platz.

»Es tut mir leid«, sagte David.

»Es tut mir leid«, echote Waffi.

»Du kannst morgen mitkommen«, murmelte David.

»Ich mache dir einen neuen Bogen«, antwortete Waffi.

»Ich lasse dich mit dem besten Pfeil schießen«, erwiderte David.

Dann saßen sie schweigend da und dachten darüber nach, wie schön es war, wieder versöhnt zu sein. Die Dämmerung nahm zu, und die Sterne kamen einer nach dem anderen hervor. Dann rief Davids Mutter zum Abendbrot, und Waffi machte sich zum zweiten Mal auf den Heimweg.

Er ging langsam, in Gedanken vertieft. Wie schnell war David zu ihm gekommen und hatte sich entschuldigt! Wie schnell hatte er den zerbrochenen Bogen vergessen! Waffi hatte immer mit allen anderen Jungen Streit. Er war so selbstsüchtig und wollte überall das Beste haben. Das ging immer schief. Die anderen entschuldigten sich niemals, und auch Waffi blieb immer unnachgiebig und verärgert. Wenn die Christen eine Angelegenheit so gut in Ordnung bringen konnten ... Wie böse und grausam können Jungen sein, wenn sie streiten. Wie friedlich war es dagegen gewesen, zusammen auf der Schwelle zu sitzen, nachdem man sich entschuldigt hatte!

Waffi grübelte. Was bedeutete es, ein Christ zu sein? Was musste man tun? David würde es ihm sicher er-

klären können. Aber er war zu stolz, um zu fragen. Sein Vater würde sehr böse werden, wenn er so etwas auch nur erwähnte. Zur Sonntagsschule zu gehen, wagte er auch nicht. Da fiel ihm ein, dass er ja morgen ins Dorf mitfahren durfte und dass der Doktor vorhatte, den Leuten aus dem Buch vorzulesen. Er würde ihnen sagen, wie sie Christen werden könnten. Waffi wollte gut aufpassen. Wenn es vor Angst und Streitsucht schützte, war es Waffi viel wert, etwas darüber zu erfahren.

David aß beim Abendbrot sehr schweigsam. Seine Mutter, die das Ende des Kampfes vom Küchenfenster aus gesehen hatte, beobachtete ihn gedankenvoll. Sie hätte gerne gewusst, was er sich gedacht hatte, als er da weinend mit seinem zerbrochenen Bogen unter dem Mimosenbaum gestanden hatte. Es musste etwas geschehen sein. Er war nicht mehr der ruhelose, reizbare, unvernünftige kleine Junge, der er am Mittag noch gewesen war. Er zeigte sich ausgesprochen lieb und hilfsbereit, räumte den Tisch ab und fegte die Brotkrumen zusammen, ohne darum gebeten worden zu sein.

»Ich weiß nicht, was ich ohne dich anfangen sollte, David«, sagte seine Mutter dankbar. »Du hast das Zimmer so schön aufgeräumt. Weißt du, ich brauche deine Hilfe in Zukunft mehr als bisher, weil es eine Überraschung geben wird.«

»Was für eine?«, fragte David, der auf dem Besen um den Tisch herumritt.

»Es ist ein großes Geheimnis«, sagte die Mutter. »Wenn du im Bett bist, werde ich es dir erzählen.«

»Was mag das für eine Überraschung sein?«, dachte David, als er sich so wenig wie möglich wusch und schnell in seinen Schlafanzug schlüpfte. Er lief ins Esszimmer und sprang dreimal um den Tisch herum, weil er so glücklich war. Alle Verdrießlichkeit der letzten Tage war wie ein Traum vergangen. Morgen sollte er mit Va-

ter und Waffi ins Dorf fahren, und heute Abend gab es eine Überraschung. So wie die Mutter davon gesprochen hatte, wusste er, dass es ein schönes Geheimnis war.

»Bist du fertig, Mama?«, rief er und sprang auf seinem Bett herum.

»Sofort«, rief seine Mutter zurück und deckte Ruth zu.

»Beil dich doch bitte, ich möchte wissen, was du mir zu sagen hast!«, rief David.

Ruth durfte von dem Geheimnis nichts wissen. Sie war zu klein, um etwas davon zu verstehen. Es war ein Geheimnis für Erwachsene, das David mit der Mutter allein haben würde. David hatte sich mit lautem Krachen immer wieder auf sein Bett fallen lassen.

»Du machst die Federn kaputt, David«, rief die Mutter, »hör sofort auf!«

Er legte sich hin, und sie kniete sich neben ihn. Das tat sie immer, wenn es etwas Besonderes zu besprechen gab. Und heute Abend war es etwas sehr, sehr Besonderes. David konnte es kaum glauben. Nachdem die Mutter gegangen war, lag er noch lange im Dunkeln wach und dachte darüber nach.

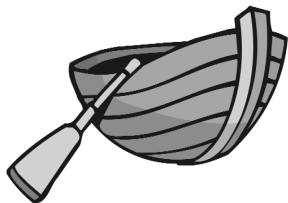
In zwei Monaten würden sie ein neues Baby haben. Wenn auf den Feldern die Blumen blühten und der Garten voller weißer Lilien war, würde das Baby da sein; vor den Osterferien, noch vor der großen Sommerhitze. Es sollte in besonderer Weise ihm gehören, und er wollte der Mutter dabei helfen, sich einen Namen auszudenken. Wäre es ein Mädchen, so war er für »Rose«, weil dann gerade die Rosenknospen im Garten aufgingen. Aber wenn es ein Junge würde, wünschte er sich den Namen »Johannes«, weil der Evangelist Johannes Christus als das Licht der Welt beschrieb. Dieser Vers gefiel ihm besonders: »Das Licht strahlt in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht auslöschen können« (Johannes 1,5).

Seine Mutter würde ihn sehr brauchen, denn Ruth war selbst kaum mehr als ein Baby, und der Vater musste so oft von zu Hause weg sein. Zuerst müsste sie eine Zeit lang im Bett liegen, und dann wäre sie noch lange müde. Und selbst wenn es ihr schon wieder ganz gut ging, würde es so viel Extraarbeit geben: das Baby füttern und baden, die winzigen Sachen waschen und das Baby in den Schlaf singen. Er versuchte sich daran zu erinnern, wie es gewesen war, als Ruth geboren wurde. Aber mit fünf Jahren hatte er sich nicht verantwortlich gefühlt, sondern das Ereignis einfach hingenommen. Jetzt war das anders. Er war ganz für das Baby bereit. Dann fiel ihm plötzlich etwas ein, und er ballte die Fäuste unter der Decke.

Wenn das Baby gerade fünf Monate alt war, musste er fort in die Schule. Er musste es für ein ganzes Jahr verlassen. Es war ihm schon vorher schrecklich vorgekommen, aber jetzt noch viel mehr. Zwei heiße Tränen liefen ihm über die Wangen.

»O Gott«, flüsterte er in der Dunkelheit, »bitte, lass etwas dazwischenkommen, damit ich nicht fortmuss. Ich will Missionar werden, wenn ich erwachsen bin. Dafür brauche ich doch nicht so viel Schule. Ich könnte hierbleiben, beim Vater lernen und der Mutter mit dem neuen Baby helfen. O bitte, schick mich nicht fort.«

Er trocknete seine Tränen mit dem Laken und starrte zum Fenster hinaus. Es war eine klare Nacht. Jeder Stern stand an seinem Platz und erleuchtete seinen kleinen Umkreis in der Dunkelheit. Die Sterne würden ruhig dastehen an der Stelle, die ihnen zugewiesen war, bis ihr schwaches Licht beim Anbruch der Dämmerung schwinden und die Dunkelheit vertrieben sein würde. Aber David war zu jung und zu traurig, um ihre Botschaft zu verstehen. Er wandte sich vom Fenster ab, verbarg sein Gesicht im Kopfkissen und weinte.



## Verborgene Frucht

Der Vater, David und Waffi setzten am nächsten Morgen dreimal zum Aufbruch an, ehe sie endgültig losfahren konnten. Dem Doktor gelang es immer nur schwer, vom Krankenhaus wegzukommen. Das Telefon läutete, als sie fast schon am Tor waren, und er musste umkehren. Dann wurden sie von jemandem, der Medizin brauchte, aufgehalten, als sie schon auf der Straße waren. Aber schließlich war alles erledigt. Sie fuhren um die Kurve und waren außer Sicht; die zwei ungeduldigen Jungen waren endlich beruhigt.

Waffi streckte seinen Kopf weit zum Fenster hinaus. Er war stiller als gewöhnlich. Er spürte, dass dies heute ein besonderer Tag werden würde. Vielleicht konnte er heute ein Geheimnis erfahren, das ihn glücklich machen und seine Ängste vertreiben würde. Er lag immer noch jede Nacht wach und konnte dann an nichts anderes denken als an das tiefe, schwarze Wasser. Und wenn er endlich einschlief, wachte er oft aus einem schrecklichen Albtraum wieder auf. Wenn ein Christ ohne diese Angst leben könnte, dann wollte er versuchen, einer zu werden. Seine Leute brauchten davon nichts zu erfahren. Es sollte ein Geheimnis zwischen ihm und David bleiben. David lehnte seinen Kopf an die Schulter seines Vaters. Er hatte eine Menge zu sagen, was persönlich und vertraulich war. Glücklicherweise verstand Waffi kein Englisch.

»Papa«, fing er an, »hat Mama dir schon vom Baby erzählt?«

»Aber ja«, antwortete der Vater lächelnd, »schon vor einiger Zeit. Freust du dich, David?«

»Ja«, sagte David. Es war eine Weile still, dann bat er plötzlich: »Papa, wenn Mama ein neues Baby hat, braucht sie mich zu Hause. Bitte, Papa, schick mich nicht fort ins Internat. Das Baby ist dann erst fünf Monate alt. Ich könnte doch hier in die Tagesschule gehen.«

Der Vater sagte eine Zeit lang nichts. Sie waren oben auf dem Hügel angekommen, und ein großartiger Ausblick auf Berge und Täler tat sich vor ihnen auf. Sie konnten sehen, wie sich die weiße Straße kilometerweit dahinwand.

»Was willst du werden, wenn du erwachsen bist, David?«, fragte der Vater schließlich.

»Ich werde ein Missionar«, antwortete David fest. »Vielleicht auch ein Doktor wie du. Du könntest mich doch unterrichten, nicht wahr, Papa?«

Der Vater schüttelte den Kopf. »Da gibt's so etwas wie ein Examen«, sagte er. »Aber auf jeden Fall kannst du es dir nicht auswählen, Missionar zu sein. Wir sind Missionare, weil Gott uns ausgewählt hat. Ein Missionar ist einer, der ausgesandt wird, um eine Botschaft zu überbringen. Gott sendet nicht jeden aus. Wenn ich eine Operation ausführen muss, wähle ich ein geeignetes Messer, das sauber und scharf ist. Wenn du willst, dass Gott dich später erwählt und braucht, dann musst du schon jetzt deine Zeit damit verbringen, bereit zu werden.«

»Wie denn?«, fragte David.

»Nun«, sagte der Vater, »vor langer Zeit wollte Gott einmal eine wichtige Botschaft verbreiten. Aber er konnte keinen einzigen Erwachsenen finden, der bereit gewesen wäre, dies zu tun. So erwählte er einen Jungen ...«

»Samuel«, unterbrach David eifrig.

»Ja, Samuel«, sagte der Vater, »weil Samuel bereit war. Jahrelang hatte er so gelebt, wie es Gott gefiel,

obwohl er unter einem bösen Volk lebte. Jahrelang hatte er Eli gehorcht, den Tempel gereinigt und mit allen Kräften gearbeitet, auch wenn alle anderen habgierig und träge waren. Und weil er im Tempel lernte, Gott zu dienen, hatte er kein Heimweh, obwohl er seine Mutter nur einmal im Jahr sah. So erwählte Gott diesen reinen, gehorsamen und tapferen Jungen zu seinem Boten.«

»Da ist ein Kaninchen!«, schrie Waffi, der immer noch den Kopf zum Fenster hinausstreckte.

»Zu einer anderen Zeit brauchte Gott einen König«, fuhr der Vater fort. »Aber keiner der zähen, starken Soldaten war geeignet. Da erwählte Gott einen Hirtenjungen.«

»Mich«, sagte David und lachte.

»Ja«, sagte der Vater. »Warum, glaubst du, dass Gott David erwählte?«

Sie waren in die steinige Bergstraße eingebogen. Weil David leicht war, flog er auf seinem Sitz hoch und runter, und er antwortete, so gut es ging: »Weil er so treu für seine Schafe sorgte.«

»Ja«, nickte sein Vater. »Jahrelang hatte er sich vorbereitet, wenn niemand es sah. Er konnte nicht viel tun, aber was er in Angriff nahm, lernte er vollkommen: mit der Schleuder genau zu zielen, die Harfe wundervoll zu zupfen, zu kämpfen und Löwen und Bären zu töten. Keiner achtete auf ihn, und niemand hätte es bemerkt, wenn er ein paar Lämmer verloren hätte. Aber David bereitete sich vor. Und als man jemanden brauchte, um den Riesen zu töten, erwählte Gott den Jungen, der im Geheimen schon so manchen Kampf gewonnen hatte.«

»Aber könnte ich mich nicht hier vorbereiten?«, fragte David, während er weiter kräftig durchgeschüttelt wurde.

»Das geht nicht«, antwortete der Vater. »Hier kannst du nirgendwo wirklich gut vorankommen in deiner Ar-

beit. »Bereit werden« bedeutet, dass man einwilligt, an der Stelle zu sein, an der Gott einen haben will. Dass man tapfer vorangeht und hart arbeitet, um ein heller Stern zu sein, wo immer man ist. Ich hoffe, dass du meistens mit guten Menschen zusammenleben wirst, aber manchmal vielleicht auch nicht. Dann musst du anders sein, so wie Samuel.«

»Wie ein vollkommenes Kind Gottes mitten unter verirrt und verdorbenen Menschen«, sagte David.

Der Vater war überrascht. »Es freut mich, dass du das nicht vergessen hast. Wenn du in die Schule kommst ...«

»Ich habe einen Igel gesehen!«, schrie Waffi. Daraufhin musste man anhalten, und die beiden Jungen kletterten hinaus, um ihn zu suchen. Sie hätten ihn gerne in ein Tuch gewickelt und Ruth mitgebracht. Aber schließlich ließen sie es doch sein. Teils wegen seiner Flöhe, teils, weil es vielleicht eine Igelmutter war mit einem Nest voller Kinder. So fuhren sie wieder los und hielten Ausschau nach den roten Felsen, die über dem Dorf aufragten.

Als sie sich dem Dorf näherten, kam eine kleine Gestalt, die ein Baby auf den Rücken gebunden trug, hinter den Ölbäumen hervor und winkte. Es war Lela. Sie hielten an, ließen den Wagen im Schatten stehen und folgten dem Mädchen zum Haus ihres Herrn.

Sie hatte die Ankommenden mit scheuer Anhänglichkeit begrüßt, aber sie sah nicht glücklich aus. Ihr Gesicht war ernst und traurig, und sie ging schweigend vor ihnen her.

Der Gastgeber und seine Frau erwarteten sie in der kühlen Lehmhütte, die angenehm nach getrocknetem Getreide und Kräutern duftete. Der Boden war frisch gefegt, und helle Matten waren für die Gäste ausgelegt worden. Alles war vorbereitet, um sie zu empfangen. Ein köstliches Essen stand draußen fertig auf der glü-



henden Holzkohle. Aber selbst David spürte, dass etwas nicht in Ordnung war. Der Mann lächelte höflich, aber die Frau, die sie bediente, sah besorgt und müde aus. Einige Male schlüpfte sie zum Tor hinaus und sprach flüsternd mit jemandem. Als der Doktor sich an sie wandte, schien sie kaum zuzuhören. Ohne Zweifel lag irgendein Schatten über dem kleinen Haus. Aber erst, nachdem die Gäste gegessen und sich ordentlich ausgeruht hatten, erzählte Lelas Herr von ihrem Kummer.

»Die Schwester meiner Frau ist sehr krank«, sagte er. »Sie fühlte sich schon längere Zeit schwach. Ihr Mann befahl ihr gestern Abend, Holzkohle vom Markt heimzutragen. Sie brach unter der Last zusammen, und jetzt liegt sie auf ihrem Lager und spricht mit niemandem. Könnten Sie nach ihr sehen, wenn Sie sich ausgeruht haben?«

»Sie hätten es mir gleich sagen sollen«, antwortete der Doktor und stand sofort auf. Er bemerkte, dass die Angst im Gesicht der Frau einer tiefen Erleichterung Platz machte. »David und Waffi, kommt mit, ihr könnt draußen spielen.«

Sie gingen in den Sonnenschein hinaus und über einen Hügel, auf dem die Dotterblumen sich gerade öffneten, hinunter zu einer kleinen Hütte am Fluss. Die Tür stand offen. Als sie sich näherten, hörten sie das Geräusch von schwerem, mühsamem Atmen und das angstvolle Weinen eines Kindes. In der Hütte war es stockdunkel im Gegensatz zum hellen Mittagslicht draußen. David und Waffi setzten sich auf die Türschwelle, während der Doktor hineinging. Er blieb lange Zeit drinnen. Die Kinder konnten ihn leise mit Lelas Herrin sprechen hören. Gleich darauf kam Lela und setzte sich mit den zwei kleinen Kindern neben sie. Ein paar andere magere Kinder schlossen sich an und versuchten, sich an ihnen vorbei ins Haus zu drücken.

Hühner scharrtten und pickten im Schmutz zu ihren Füßen. Lela starrte vor sich hin, das Kinn in die Hand gestützt.

»Warum bist du so traurig, Lela«, fragte Waffi, »ist die kranke Frau mit dir verwandt?«

Lela schüttelte den Kopf. »Nein, sie gehört zur Familie meiner Herrin.«

»Warum weinst du dann?«, fragte Waffi weiter, der von Feingefühl nicht viel wusste.

»Die kranke Frau hat eine Tochter. Wenn nun die Mutter stirbt, wird meine Herrin sie zu sich nehmen. Was soll dann aus mir werden?« Lela brach in Tränen aus. »Sie werden mich hinauswerfen! O, wenn ich doch nur mit meiner Mutter gestorben wäre!«

Sie wiegte sich hoffnungslos hin und her. Die Jungen saßen schweigend da und wussten nicht, was sie sagen sollten. Aber eines der Kinder, die Lela betreute, schlang die Arme um Lelas Nacken und gab ihr ein paar feuchte Küsse. Eine magere Katze rieb sich schnurrend an ihren Beinen. Eine kleine Ziege mit stumpfen Hörnern beschnupperte sie. Nach einer Weile fühlte sie sich etwas getröstet und hörte auf zu weinen. Sie saßen schweigend im freundlichen Frühlingssonnenschein, bis der Vater wieder erschien. Er sah ernst und traurig aus.

»Muss sie sterben?«, flüsterte David und schob seine Hand in die des Vaters.

»Ich fürchte, ja«, antwortete der Vater. »Wahrscheinlich sehr bald, ich kann nichts mehr für sie tun. Ihre Schwester bleibt bei ihr, und ich werde noch einmal nach der Frau schauen, ehe wir heimfahren.«

Lela verstand ihn nicht, aber sie erfasste den Ton seiner Stimme, und ihre Augen wurden dunkel. Zum zweiten Mal in ihrem Leben würde sie nun sicher allein gelassen werden. Obwohl ihr Herr nicht immer freundlich war, hatte sie doch ihre Herrin und ihre beiden klei-

nen Kinder lieben gelernt. Sie konnten ihr die eigene Mutter nicht ersetzen, aber sie waren alles, was sie hatte. Jetzt würde sie zu jemand anderem kommen, dachte sie. Kleine Dienerinnen waren begehrt.

Sie hatten das Haus ihres Herrn erreicht, wo schon viele Menschen warteten. Der Doktor ging hinein, setzte sich, und einer nach dem anderen kam zu ihm. Manche hatten schreckliche Wunden, die gesäubert und verbunden werden mussten. David und Waffi waren zum Fluss gegangen, aber Lela blieb beim Doktor.

»Sie werden viel Zeit brauchen, um all diese Leute zu untersuchen«, sagte sie plötzlich. »Wenn es Ihnen recht ist, werde ich die Wunden versorgen und die Verbände für Sie anlegen.«

»Du?«, fragte der Doktor überrascht. »Kannst du das denn?«

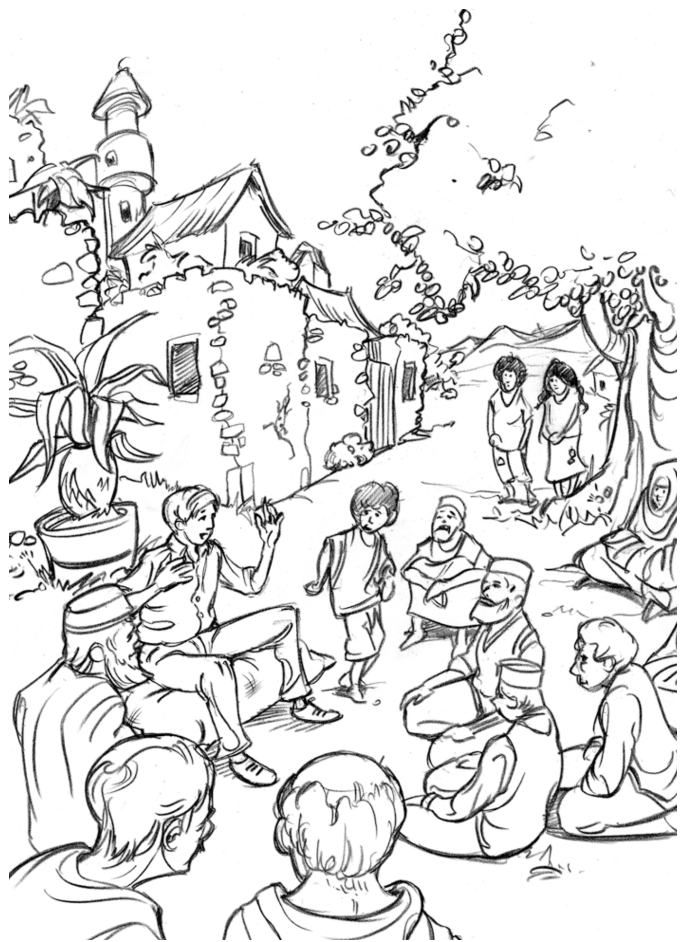
»Sicher«, sagte Lela. »Ich habe den Schwestern jeden Tag zugeschaut. Als es mir besser ging, haben sie mich oft helfen lassen. Warten Sie, ich wasche mir die Hände.«

Der Doktor beobachtete sie erstaunt. Sie hatte ein reines Tuch über den kleinen Tisch gebreitet und legte mit sauberen Händen das Verbandszeug aus. Sie blickte nicht mehr auf, denn nun war sie eifrig dabei, eine Wunde zu reinigen. Er begann, einen anderen Patienten zu untersuchen, und als er sich ihr wieder zuwandte, war die kranke Hand sorgfältig bandagiert.

»Ich war zwölf Wochen im Krankenhaus«, erinnerte sie ihn. »Jeden Tag habe ich beobachtet und gelernt. Jetzt bin ich selbst fast eine Schwester.«

»Ich glaube wirklich fast, das bist du«, sagte der Arzt gedankenvoll. »Weißt du, wie man Tropfen in die Augen gibt?«

»O ja«, antwortete Lela. »Man beugt den Kopf des Kranken zurück, so! Man zieht seinen Augenrand nach unten, so! Ich habe es viele Male gesehen.«



»Wirklich gut!«, sagte der Doktor und blickte sie mit neuer Aufmerksamkeit an. Zum ersten Mal an diesem Tag sah sie froh aus. Trotz ihres leicht verkrümmten Rückens war sie schnell und geschickt. Und sie wusste, was es heißt, krank zu sein. Es fehlten doch im Kranken-

haus viele helfende Hände. Er musste mit den Schwestern darüber sprechen. Wenn jemand Zeit fände, sie auszubilden, würde sie bald sehr nützlich sein.

Der letzte Patient war untersucht, aber der Hof war noch voll. Es kam nur selten ein Arzt ins Dorf. Viele von denen, die am Haus lehnten oder unter dem Feigenbaum saßen, waren nur Zuschauer.

Jemand breitete einen Sack aus, der Doktor setzte sich nieder und nahm sein Neues Testament hervor. Die Leute rückten näher heran, lächelnd und erwartungsvoll. Sie hatten kein Verlangen nach einer neuen Religion, aber es war interessant, etwas Neues zu hören. Lela schlich sich von hinten dazu und setzte sich, das traurige kleine Gesicht in den Händen verborgen. Waffi und David, die nass, erhitzt und schmutzig vom Fluss zurückgekommen waren, ließen sich auf den Boden fallen. Der Vater begann zu sprechen, und alle wurden sehr still. Er erzählte von Gott, in dessen Gegenwart vollkommene Freude und Zuflucht in aller Angst ist. Aber die Menschen konnten Gott nicht erkennen oder zu ihm kommen, weil etwas zwischen ihnen und Gott stand – die Sünde, die Gott und die Menschen für ewig trennt.

Dann sprach er über Jesus Christus, der unsere Sünden wegnahm und sie sich selbst wie eine schwere Last auflud, der für sie bestraft wurde und wegen ihnen am Kreuz starb.

»Seht«, sagte der Vater, indem er ein Taschentuch zwischen sich und den Mann hielt, der zu seinen Füßen saß, »jetzt ist dieses Tuch zwischen dir und mir. Und wenn ich es wegnehme, was ist dann noch zwischen uns?«

»Nichts!«, riefen die Zuhörer und lachten fröhlich, denn das war eine leichte Frage, die alle beantworten konnten.

»So ist es«, sagte der Vater, »nichts! Genauso ist der Weg frei für jeden Sünder, der bereut und glaubt, dass

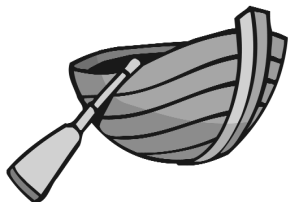
Jesus seine Sünden weggenommen hat. Jesus hat den Weg zu Gott frei gemacht. Bei ihm können wir Hilfe finden.«

Einige drehten sich geringschätzig ab. Einer lachte, ein anderer spuckte aus. Aber die meisten saßen ruhig lauschend da, während der Doktor von der Liebe Gottes zu allen Menschen sprach. Lela hörte gebannt zu. Das hieß: keine Einsamkeit und keine Verzweiflung mehr. Sie brauchte nie mehr zu klagen, dass niemand sie liebte.

Und Waffi, den Kopf an den Arm des Doktors gelehnt, begriff plötzlich, wie sehr Gott ihn liebte. Er wollte Jesus Christus sein Vertrauen schenken, wie David es getan hatte. Dann würde Gottes Kraft in ihm wirken und aus ihm einen besseren Jungen machen. Und dann würde er genauso tapfer und mutig sein wie sein Freund. Jesus würde ihn stark machen!

Die Predigt war zu Ende, und ein Stimmengewirr entstand. Dann erschienen weitere Leute, die Medizin verlangten. Ein paar, die lesen konnten, baten um Bücher. Eine junge Frau war tief in Gedanken versunken. Aber der Arzt fühlte sich entmutigt, als er die vielen Menschen beobachtete, die schon wieder über belanglose Dinge plauderten und das Gesagte scheinbar völlig vergessen hatten. Wieder einmal hatte er die Gute Nachricht von Jesus Christus erzählt, und niemand schien davon angerührt.

Er konnte ja nicht ins Herz der beiden Kinder schauen, die im Schatten der Hütte saßen: Lela war ganz froh geworden, weil sie erkannte, dass sie mit Jesus zusammen nie mehr einsam sein würde. Und Waffis Herz schlug laut, weil er Jesus gerade gebeten hatte, in ihm zu leben. Die Predigt des Arztes war also keinesfalls umsonst gewesen!



## Die Schatten verschwinden

Lela blickte dem Auto nach, bis sie nur noch eine kleine Staubwolke sah, dort, wo die Straße sich am Horizont verlor. Dann drehte sie sich um und kletterte den Hügel hinauf, ein wenig hinkend, denn sie war müde. Nie zuvor, nicht einmal an dem Tag, als ihre Mutter starb, hatte die Zukunft so dunkel ausgesehen. Damals war sie ein Kind und wusste, dass man irgendwie für sie sorgen würde. Aber jetzt war sie älter und hatte die Furcht kennengelernt. Sie wusste, wie hart das Leben sein konnte, wenn man zu niemandem gehörte und niemand einen brauchte. Es wäre alles halb so schlimm, wenn sie kräftig und richtig arbeitsfähig wäre. Aber oft waren die Lasten, die sie tragen musste, einfach zu schwer, und ihr verkrüppelter Rücken schmerzte unerträglich. Ein neuer Herr würde ihr womöglich noch schwerere Lasten aufladen, und eine neue Herrin wäre vielleicht weniger freundlich als ihre jetzige.

Sie setzte sich auf die Wurzel eines Ölbaums, die quer über den Pfad gewachsen war. Es war jetzt dunkel. Ein sichelförmiger Mond hing am Himmel, und die silbrigen Blätter des Baumes raschelten leise. Sie hatte sich so nach diesem Tag gesehnt; jetzt war er gekommen und auch schon vorüber. David, den sie gern hatte, war schon halb zu Hause, den Kopf an die Schulter seines Vaters geschmiegt. Vielleicht würde sie ihn nie wieder sehen. Es gab so viele kleine Dörfer, die vom Arzt besucht werden mussten. Sie überdachte noch einmal die Ereignisse des Tages, eines nach dem anderen. Besonders lange hielt sie

sich bei den letzten Stunden auf. Sie sah die Gruppe von Männern und Frauen rund um den Doktor, wie sie fast alle aufmerksam lauschten. Lela saß lange da und versuchte, sich an jedes Wort des Arztes zu erinnern. Ihr Kopf ruhte auf den Knien. Jesus hatte das Trennende, die Sünde, beseitigt. Jesus hatte den Weg zu Gott freige-  
macht. So konnte sie in die offenen Arme der Liebe eilen. Jesus war immer bei ihr. Sie war nicht mehr einsam. Das durfte sie nicht vergessen. Ach, wenn sie nur das Buch hätte und darin lesen könnte!

Sie stand auf und lief auf dem Pfad in das Dorf zurück. Als sie sich der Hütte näherte, hörte sie ihren Herrn ärgerlich schimpfen und erkannte mit Schrecken, wie lange sie sich aufgehalten hatte.

»Faules Mädchen!«, rief ihr Herr und hob drohend seinen Stock. »Hinter Fremden herlaufen, wenn man dich zu Hause braucht! Geh hinüber zur Hütte meiner Schwägerin und sage meiner Frau, sie soll kommen. Es ist Zeit, dass sie mein Abendessen zubereitet.«

Die größeren Kinder waren ungewaschen und ohne Essen eingeschlafen, auf dem Boden ineinandergerollt wie zwei junge Katzen. Lela, die sich sehr schuldig fühlte, legte sie auf die Schlafmatte und deckte sie zu. Dann rannte sie den Hügel hinunter zur Hütte am Fluss, wo eine kleine Öllampe in der Dunkelheit brannte.

Der Raum war voll von Nachbarn. Sie saßen still da und warteten auf die Veränderung, die geschehen würde. Dann würden sie jammern und sich in hoffnungsloser Trauer an die Brust schlagen. Lela fiel es schwer, die Stille zu stören. Sie schlüpfte um den Vorhang herum zu ihrer Herrin, die neben der Schwester kauerte. Niemand schien zu beachten, dass sie die Frau leise an der Schulter berührte. »Herrin«, flüsterte sie, »dein Mann wartet auf das Abendessen und befiehlt dir, nach Hause zu kommen.«



Die Frau brach in Tränen aus und beugte sich ein letztes Mal über das bleiche Gesicht der Kranken, um ihr einen Kuss zu geben. Dann erhob sie sich und folgte Lela mit dem Baby auf dem Rücken weinend in die Nacht hinaus. Sie wäre so gern geblieben, aber sie musste ihrem Mann gehorchen.

Sie würde ihre Schwester niemals wieder sehen. Der Tod würde sie ihr bald nehmen, ehe sie zurückkehren konnte.

›Ach, wüssten sie doch etwas vom Himmel!‹, dachte Lela, als sie hinter ihrer Herrin herlief. ›Ich wünschte, die Worte des Doktors wären in ihre Herzen gesunken! Wenn sie an den Gott der Liebe glaubten, müssten sie nicht mehr so weinen und klagen, wenn jemand stirbt, wie sie es jetzt tun, denn nach dem Tod kämen sie zu Christus in den Himmel.‹ Lela würde einmal nicht traurig sein, wenn sie sterben müsste. Sie wäre glücklich, in die schöne himmlische Heimat zu kommen, weil sie glaubte, hier niemals mehr eine Heimat zu haben. Wenn sie mehr wüsste, könnte sie es ihnen erzählen. Aber wer würde einem Kind zuhören?

Sie hatten inzwischen die Hütte erreicht. Lelas Herr döste vor sich hin, eingelullt vom Rauch seiner Pfeife. Niemand sprach. Der schweigende Kummer seiner Frau beschämte ihn ein wenig, und er saß still da, während sie die Mahlzeit zubereitete. Weder sie noch Lela hatten Hunger, der Mann aß allein.

Plötzlich wurde die Stille der Nacht vom lauten Weinen eines Kindes unterbrochen. Gleich darauf wurde der Vorhang zur Seite geschoben. Ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren kam hereingelaufen und warf sich neben ihnen zu Boden.

›Tot!‹, rief es schluchzend. ›Sie hat uns verlassen! O, was soll ich tun? Wohin soll ich gehen?‹

Auch Lelas Herrin schrie auf. Sie schloss das Kind in die Arme. Beide wiegten sich hin und her, stöhnend und

weinend in ihrem überwältigenden Schmerz. Dann sprach die Frau durch ihre Tränen, ohne auch nur einen Blick auf ihren Mann zu werfen: »Du kommst zu mir, Kleines. Bist du nicht das Kind meiner Schwester? Ist dies nicht dein Heim?«

Ihr Mann hörte auf, die Schüssel mit dem Brot aus-zuputzen, und blickte seine Frau scharf an.

»Wir können keine zwei Mädchen brauchen«, sagte er. »Wenn diese kommt, muss Lela gehen.«

Niemand sprach weiter darüber. Das leise Stöhnen und Weinen hörte nicht auf. Lela saß still in einer Ecke. Dann befahl die Herrin ihr, das Geschirr aufzuräumen, wünschte ihrem Mann »Gute Nacht« und ging fort, um mit den Trauernden im Haus ihrer Schwester zu klagen. Lela wusch das Geschirr ab und legte sich neben die schlafenden Kinder. Aber sie konnte nicht schlafen. Sie wusste, dass sie nur wenig Zeit hatte. Wenn sie nicht selber einen Entschluss fasste, würden es sehr bald andere für sie tun. Geriet sie erst einmal in die Klauen von jemandem, der sie zur Arbeit brauchte, dann würde sie niemals mehr loskommen.

›Ich will zu Gott beten und ihn bitten, dass er mir zeigt, was ich tun soll«, dachte sie. ›Wenn er mich wirklich liebt, wird er es mir zeigen. Er wird mir helfen.‹ So lag sie da und sprach in der Stille ihres Herzens zu dem Einen, den sie langsam immer besser kennenlernte. Und als sie ihm alles über ihren Kummer erzählt und ihn gebeten hatte, ihr genau den Weg zu zeigen, lag sie bis tief in die Nacht hinein wach und erwog alle Möglichkeiten. Der Priester des Dorfes brauchte ein Dienstmädchen. Wenn Gott ihr Gebet nicht schnell erhörte, würde man sie sicher zu ihm schicken. Er hatte zwei Frauen, die den ganzen Tag lang stritten. Sie wollte lieber sterben, als zu ihnen zu gehen.

Ja, sie wollte viel lieber sterben und in die himmlische Stadt kommen. Einmal hatte sie David gefragt, wie es dort wäre. Aber er hatte ihr nicht viel erzählen können. Er wusste nur, dass es sehr, sehr schön sein würde. Er glaubte, es gäbe Tore aus Perlen und Straßen aus Gold. Diese waren sicher ebener als die steinigen Gebirgspfade!

Ihre Gedanken gingen zurück zu dem sonnigen Winternachmittag, als sie in der Liegehalle des Krankenhauses gesessen hatte und David seine Beine von der Mauer baumeln ließ. Sie konnte ihn so deutlich vor sich sehen ... seine blauen Augen, sein sommersprossiges Gesicht, das zerzauste, blonde Haar. David – wie gern sie ihn hatte! Sie lag da, dachte an ihn und lächelte im Dunkeln.

Sie musste eingeschlafen sein. Sie stand am Fuß eines Berges. Anscheinend war es früh am Morgen, denn obwohl sie im Schatten stand, war der Gipfel des Berges in Sonnenschein getaucht. Sie konnte David sehen. Er lief weit, weit voraus zum Gipfel, sehr klein und einsam in dieser Weite. Im Traum rief sie ihn. Er schaute zurück, um zu sehen, ob sie ihm folgte. Und als er sie sah, wies er ins Sonnenlicht hinauf und winkte sie zu sich. Sie begann, den steilen, holprigen Weg hinaufzuklettern. Sie bewegte sich schnell, weil sie dachte, dass er auf sie warte.

»David«, rief sie, »warte auf mich, ich komme!« Da schien sich plötzlich ein großer Felsblock vom Berg zu lösen und sie im Fallen zu streifen. Sie erwachte zitternd und weinend in der Dunkelheit. Es war kein Felsblock, es war nur ihr Herr, der sie mit dem Fuß stieß, weil sie im Schlaf geschrien hatte.

Obwohl sie jetzt hellwach war, lag sie ganz still. Auch ihr Herr legte sich wieder hin und schnarchte bald laut. Ihr Traum verblasste, aber ihr Gebet hatte eine Antwort gefunden. Sie wusste klar und genau, was sie zu tun

hatte. David hatte sie gerufen. Bei der nächsten Gelegenheit würde sie zu ihm gehen. Sie meinte, es wäre das Beste, sich gleich am Morgen aufzumachen. In der Stadt war Markttag, und viele Leute würden ihre Waren hinbringen. Sie spürte, dass dies der richtige Entschluss war. So schlief sie beruhigt ein und schlummerte friedlich bis zum Morgen. Dann kroch sie unter der Decke hervor, die sie mit den Kleinen geteilt hatte, packte ihre wenigen, zerlumpten Kleider in ein Bündel und verließ auf Zehenspitzen die Hütte. Ihre Herrin war heimgekommen und lag mit dem mutterlosen Mädchen im Arm in tiefem Schlaf. Die Marktleute machten sich schon auf den Weg. Lela schloss sich ihnen an. Einige fragten sie, wohin sie ginge. Sie antwortete, sie müsse ins Krankenhaus. Sie nahmen an, dass der Doktor ihr dies befohlen habe, und wunderten sich nicht weiter darüber.

»Aber es ist ein weiter Weg für ein Kind mit einem verkrüppelten Rücken«, sagte ihr Nachbar. Er trieb ein Pferd, das mit Säcken beladen war. »Komm, setz dich auf die Rüben, bis wir die Straße erreichen.«

Lela genoss den Ritt auf den Rübensäcken. Die Welt sah beinahe aus wie in ihrem Traum: Der Weg im Tal lag noch im Schatten, aber die Sonne berührte schon die Hügelspitzen. Tau bedeckte das Gras. Das Pferd war frisch und trottete munter dahin. Sie überholten Reihen von Frauen, die fast erdrückt wurden von ihren schweren Lasten. Die kleine Bergstraße war gedrängt voll von Marktleuten. Alle versuchten, die Stadt möglichst früh zu erreichen. Das Sonnenlicht kam nun zu ihnen heruntergekrochen. Als die Stadt dann vor ihnen auftauchte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Die Häuser waren so weiß und das Meer so blau, dass Lela wieder an die himmlische Stadt dachte.

Der freundliche Nachbar ließ sie auf die Pflastersteine hinunter und zeigte ihr den Weg zum Krankenhaus.

Lela zögerte einen Augenblick, dann sagte sie: »Würdest du bitte meinem Herrn etwas ausrichten?«

»Ja, das werde ich«, sagte der Nachbar. »Ich werde ihm sagen, dass es eine Schande ist, ein verkrüppeltes Kind allein so weit wegzuschicken.«

»Nein, nein«, bat Lela, »er weiß nicht, dass ich gegangen bin. Aber er hat jetzt ein anderes Mädchen und braucht mich nicht mehr. Sag ihm, dass ich im Krankenhaus bleibe. Sag ihm, er braucht mich nicht zu suchen, denn ich habe ein Heim gefunden. Gott segne dich dafür.«

Der Mann war überrascht. »Gut, ich werde ihm deine Botschaft ausrichten.« Er fing an, seine Rübensäcke abzuladen. Lela eilte durch die Straßen, die zu David führten. Sie hatte sich noch nicht so richtig ausgedacht, was sie sagen sollte. Ihr war nur eines klar: David hatte sie gerufen, und sie war auf dem Weg zu ihm. Aber während sie in Richtung Krankenhaus ging, begann sie unruhig zu werden. Wie sollte sie alles erklären? Was war, wenn sie keinen Platz hatten? Sie hatten sie ja auch damals wieder weggeschickt, obwohl sie so sehr gewünscht hatte, noch lange bleiben zu dürfen. Jemand anders hatte ihr Bett gebraucht. Oh, was würde sie tun, wenn sie auch jetzt nicht bleiben durfte?

Ihre Schritte wurden plötzlich langsamer, während sie überlegte. Als sie das Krankenhaustor erreicht hatte, hielt sie an. Viele Leute gingen hinein und kamen heraus. Sie wollte lieber noch etwas warten, bis es ruhiger war. Sie wanderte die Straße entlang, dann bog sie in einen Seitenweg ein. Sie setzte sich genau an der Stelle nieder, an der sie damals so krank gelegen hatte. Von hier aus hatte David sie und ihren Herrn zum Krankenhaus geführt. Sie blickte über das Meer und überließ sich ihren Hoffnungen und Ängsten.

Sie vergaß, dass sie den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte außer einer rohen Rübe unterwegs. Wenn

sie nur das Buch lesen könnte, in dem alle Geheimnisse der Liebe Gottes so einfach und klar niedergeschrieben waren! Würde irgendjemand Zeit haben, ihr das Lesen beizubringen? Sie war zu alt, um zur Schule zu gehen. Die Schwestern hatten alle so viel Arbeit. Wenn sie lesen könnte, würde es ihr nicht mehr so viel ausmachen, ins Dorf zurückzukehren. Sie glaubte, alles ertragen zu können, wenn sie nur das Buch lesen könnte.

Erschöpft vor Müdigkeit, Sehnsucht und Hunger wurde sie vom Schlaf übermannt. Als sie erwachte, ging die Sonne über dem Meer unter.

Sie sprang schnell auf. Jetzt war es zu spät, um noch ins Dorf zurückzukehren, und in der Nacht konnte sie nicht draußen bleiben. Sie musste jetzt zum Haus des Doktors gehen, ob sie wollte oder nicht.

Sie wandte sich langsam dem Krankenhaus zu. Als sie das Tor erreichte, wurde es schon dunkel. Die Vorübergehenden schauten sie neugierig an und überlegten, was sie wohl so spät noch auf der Straße zu suchen hätte. Sie ging durch das Tor, aber als sie vor dem Wohnhaus stand, klopfte sie nicht an. Sie schlich an ein seitliches Fenster, durch das Licht fiel, und spähte hinein.

Davids Mutter saß auf dem Sofa mit Ruth auf dem Schoß und David und Waffi zu ihren Füßen. Sie las ihnen aus der Bibel vor. Blaue und schwarze Augen hingen an ihr. In ihrer Sehnsucht, auch aus der Bibel zu hören, vergaß Lela alle Scheu. Sie ging geradewegs ohne anzuklopfen zur Tür hinein und setzte sich leise neben die beiden Jungen.

Die waren sehr erstaunt, sie zu sehen. Aber bevor sie Fragen stellen konnten, legte Lela den Finger an die Lippen.

»Psst, lasst mich zuhören«, sagte sie, »später erzähle ich euch alles.«



So hörte Lela zum ersten Mal die Geschichte von den Schwestern in Bethanien, die ihren toten Bruder beweinten, und wie Jesus ihren Kummer in Freude verwandelte. Lelas Gedanken flogen zu den klagenden Frauen im Dorf zurück. Zu der Toten, die nie den Namen Jesus gehört hatte und nichts über das ewige Leben wusste. O, wenn sie wüssten! Hatte denn niemand Zeit, ihnen die Gute Nachricht zu erzählen?

Als die Geschichte zu Ende war, wandte sie sich an David.

»Gibt es viele Menschen in deinem Land?«, fragte sie. »Hunderte«, sagte David, »ich glaube, sogar Millionen. Warum?«

»Können sie alle das Buch da lesen?«, fragte Lela.

»Ja, in England können alle lesen«, antwortete David stolz.

»Warum kommen sie dann nicht und erzählen uns alles?«, rief Lela fast entrüstet. »Was tun sie denn? Keiner in unserem Dorf weiß auch nur das Geringste von Jesus Christus.«

»Ich nehme an, sie sind zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt«, meinte David. »Vielleicht wissen sie auch nicht, dass an anderen Orten Menschen auf die Gute Nachricht warten.«

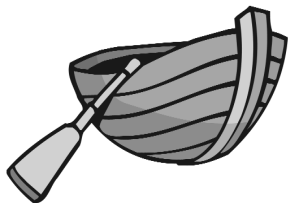
»Na gut, dann bring du mir das Lesen bei«, sagte Lela entschlossen. »Wenn ich größer bin, gehe ich zurück und erzähle ihnen davon.«

»Aber auf dich werden sie nicht hören«, mischte sich Waffi zögernd ein. »Wenn mein Vater erfährt, dass ich ein Christ bin, wird er mich schlagen. Ich habe ihm bis jetzt nichts davon gesagt. Wenn ich es täte, würde er sehr böse werden. Ich glaube nicht, dass er mir erlauben würde, mehr davon zu erfahren.«

»Aber wenn sie sehen, dass Jesus dir so wichtig ist, dass du ihn selbst dann nicht aufgibst, wenn man dich



schlägt, werden sie sich Gedanken machen. Und wenn sie sehen, wie du dich verändert hast dadurch, dass Jesus in dir lebt, werden manche anfangen zu glauben«, sagte Davids Mutter.



## Als die Sonne aufging

»**B**ist du schon wach, David?«, fragte ihn sein Vater leise. Er war zu aufgeregt, um noch länger zu warten. »Ich muss dir unbedingt etwas zeigen.«

David wandte die schläfrigen Augen vom Fenster ab, als gerade der Sonnenaufgang über dem Meer flammte. Er war aus einem verwirrenden Traum aufgewacht. Aber als er Vaters Gesicht sah, wusste er, was geschehen war, und kletterte aus dem Bett in seine Arme.

»Johannes oder Rose?«, fragte er.

»Johannes«, sagte der Vater. »So ist dein Wunsch erfüllt worden.« David bemühte sich, nicht allzu ausgelassen zu reagieren, denn die Eltern hatten sehr auf eine Rose gehofft. Aber Johannes würde wachsen, in die Schule kommen, Fußball spielen und ein Freund sein. David vergaß, dass er selbst bis dahin fast erwachsen sein würde. Er lief barfuß mit rutschendem Schlafanzug los. Aber der Vater hielt ihn fest.

»Sachte, David«, sagte er, »Mama ist sehr müde, und es ist noch früh. Geh kurz zu ihr rein, gib ihr einen Kuss und wirf einen Blick auf Johannes! Dann wollen wir alle noch einmal schlafen. Deine Mutter und ich hatten eine schwere Nacht.«

So ging David auf Zehenspitzen zur Mutter. Sie saß von Kissen gestützt mit einer Tasse Tee im Bett. Eine Krankenschwester war da, die auch Tee trank und Vater welchen einschenkte. Johannes sah winzig aus in seinem Bettchen. Sein schwarzes, flaumiges Haar guckte aus einem Schal heraus. So, wie er aussah, schien es keinen

großen Unterschied zu machen, ob er Johannes oder Rose war. David schaute ihn lange an. Dann beugte er sich vor und küsste den weichen, kleinen Kopf. Als er sich danach an seine Mutter schmiegte, dachte er darüber nach, wie glücklich sie alle waren. Plötzlich tat ihm Peter schrecklich leid, der so weit weg in England war, ausgeschlossen von diesem warmen, liebevollen Kreis. Ihm wäre es sogar lieber gewesen, wenn die freundliche Schwester gegangen wäre und ihn mit den Eltern und Johannes allein gelassen hätte. Nur Ruth hätte er gerne noch dabei gehabt. Aber sie war zu klein, um zu verstehen, wie wichtig es war, sehr still und vernünftig zu sein. Da war es schon besser, dass sie noch schlief.

Auch er bekam eine Tasse Tee und Plätzchen, genauso wie die Erwachsenen. Das Tageslicht stahl sich durch das verhüllte Fenster. Vögel zwitscherten, und der Duft der Lilien, die unter dem Fenster blühten, drang herein. Es waren noch vier Tage bis Ostern. Eine schöne Jahreszeit für die Geburt eines Kindes!

Er wäre am liebsten immer hiergeblieben, im Arm der Mutter, während Johannes in seiner Wiege atmete und dabei kleine Geräusche von sich gab. Aber der Vater hob ihn hoch und trug ihn ins Bett zurück. Fünf Minuten später war er in der frühen Morgensonne wieder eingeschlafen. Sie schliefen alle lange, und als David erwachte, merkte er, dass er zu spät in die Schule kommen würde. Er nahm einen Entschuldigungszettel für die Lehrerin mit. Ihm war etwas ungemütlich. Aber als sie hörte, was geschehen war, nickte sie verständnisvoll und gab ihm sogar schulfrei. Es war ja der letzte Tag vor den Osterferien.

Es gab eine Menge zu tun, während die Mutter im Bett lag. Zuerst liefen die Kinder durchs ganze Krankenhaus, bis sie sich sicher waren, dass auch alle über Johannes Bescheid wussten. Sie trafen Lela, die jetzt wie

eine Schwester gekleidet war und auf den Stationen half. Alle waren froh, dass sie gekommen war. Sie wohnte bei Martha, der Köchin. Diese war eine Christin und brachte Lela das Lesen bei.

Lela strahlte, als sie die Neuigkeit hörte, und konnte es kaum erwarten, das Baby zu sehen. Ihr Gesicht schien überhaupt jeden Tag fröhlicher zu werden. Die Patienten liebten sie. Sie wusste, was es bedeutet, krank zu sein, und war immer freundlich zu ihnen.

David half den ganzen Tag. Er spielte mit Ruth, machte die Einkäufe und trocknete das Geschirr ab. Jedes Mal, wenn die Mutter aufwachte, lief er zu ihr hinein, um ihr zu sagen, dass alles in Ordnung sei. Sie könne mit dem Baby im Bett bleiben, so lange sie wolle. Er war von seinem Brüderchen begeistert. Johannes war so klein und rot und schrumpelig. Am ersten Abend durften er und Ruth auf dem Bett sitzen und ihn abwechselnd halten. Johannes blinzelte David verständnisvoll zu und gähnte. Dann kam Lela mit einem Rosenstrauß, und auch sie durfte das Baby im Arm halten.

Ihre Tagesarbeit war beendet, und sie setzten sich zusammen draußen auf die Treppe. Waffi kam dazu. Sonst hatte die Mutter immer den beiden Jungen an den Abenden vorgelesen. Aber heute war sie zu müde dazu. So saßen die drei beisammen, während der Vater Ruth ins Bett brachte.

»Ach, David«, sagte Lela lächelnd, »jetzt magst du sicher nicht in euer Land zurückgehen. Du hast ja nun einen kleinen Bruder, für den du sorgen musst.«

David runzelte die Stirn. Derselbe Gedanke hatte den ganzen Tag sein Herz beschäftigt. »Wenn ich im Herbst nach England muss, kommen meine Eltern mit«, sagte er beherzt. »Und ich glaube, sie bleiben lange dort. Vielleicht bleiben wir sogar so lange zusammen,

bis ich groß bin, und kommen dann erst wieder hierher zurück.«

Er wusste, dass das nicht wahr war, denn die Eltern wollten nur neun Monate wegbleiben. Aber schließlich konnte sich in dieser Zeit viel ereignen. Vielleicht konnte man sie auch überreden, sich anders zu entscheiden.

Waffis Gesicht verfinsterte sich, und Lelas Augen weiteten sich vor Schreck. Eine Weile herrschte Schweigen.

»Wer wird mich dann weiter in der Bibel unterrichten, wenn deine Mutter geht?«, fragte Waffi traurig.

»Und wer wird zu den Kranken in die Dörfer gehen und ihnen von Gottes Liebe erzählen, wenn dein Vater fort ist?«, sagte Lela.

»Die anderen«, meinte David. Ihm war unbehaglich zumute, denn er wusste, dass auch das nicht stimmte. Es gab nicht genug Leute dafür. Jeder hatte nur Zeit für die eigene Arbeit und nicht für die der anderen. Vielleicht könnte Martha Waffi helfen. Aber es gab Dutzende von kleinen Dörfern, die noch nie jemand besucht hatte, um die Gute Nachricht weiterzusagen – so viel Dunkelheit, in die noch nie ein Lichtstrahl gedrungen war.

David hörte seinen Vater nach ihm rufen. Er sagte »Gute Nacht« und ging ins Haus. Die Schwester versorgte die Mutter, und er durfte nur für ein paar Minuten hineingehen, um auch ihr »Gute Nacht« zu sagen. Er war etwas bedrückt. Doch der Vater munterte ihn auf, indem er ihn daran erinnerte, dass in drei Tagen Ostern sein würde. Er fragte David, ob er bei Sonnenaufgang gerne mit ihm zur Osterfeier auf den Berg hinauffahren wolle.

Der Ostergottesdienst fand jedes Jahr auf diese Art statt. Aber David war noch nie dabei gewesen, weil er zu klein war. Jetzt war er neun Jahre alt und groß genug für diese Feier.

Am Samstagabend ging er früh ins Bett. Seine Sonntagskleider lagen schon bereit.

Der Vater weckte David um halb sechs. Er wusch sich mit kaltem Wasser, bis er hellwach war, und zog sein sauberes weißes Hemd an und die marineblaue Cordhose. Über dem Meer wurde es hell, aber die Sonne war noch nicht aufgegangen. Sie tranken schnell ein Glas Milch und verschlangen ein Marmeladenbrot. Dann schlichen sie sich leise aus dem Haus, während die Mutter, Ruth, Johannes und sogar Lumpi noch fest schliefen.

Mehrere Leute wollten gerne mitgenommen werden auf den Berg, und so fuhren sie voll beladen los. Mit dem Sonnenaufgang um die Wette ging es die enge, gewundene Straße hinauf. Es wurde von Minute zu Minute heller.

Sie kamen genau zur richtigen Zeit an. Die letzte Haarnadelkurve brachte sie auf den Gipfel. Durch die Eukalyptusbäume sahen sie weit unten den Ozean liegen. Zwei große Schiffe fuhren gerade in den Morgennebel hinaus. Vielleicht würden sie das Kap umrunden, vielleicht ihre weite Reise ununterbrochen westwärts fortsetzen. Als der Wagen hielt, sprangen alle schnell hinaus und blickten nach Osten, wo die Sonne über der Insel aufsteigen würde. Etwa fünfzig Menschen aus verschiedenen Ländern waren auf dem grünen Plateau versammelt. Unter ihnen fiel ein Steilhang voller weißer Lilien ab. Aber alle hatten nur Augen für die hellen Strahlen des Morgenlichts, die über die Felsen heraufschossen. Als dann plötzlich ein Stück Sonne erschien, stimmten sie alle ein Osterlied an. David kannte es und sang aus voller Kehle mit.

Lela, die auch mitgekommen war, sah David freudestrahlend an. Er erinnerte sich daran, dass sie ihn einmal gefragt hatte:

»Warum seid ihr nicht eher gekommen und habt uns die Gute Nachricht von Jesus Christus gebracht?«

David hatte darauf keine rechte Antwort gewusst. Jetzt blickte er über die Landzunge, wo die Nordküste um die Ecke bog und in die Westküste übergang. Überall lagen kleine Dörfer verstreut, und keiner der Bewohner hatte je von Jesus gehört.

Nach dem Lied las jemand aus der Bibel die Ostergeschichte aus Markus 16 vor. Am frühen Sonntagmorgen, als die Sonne über dem See Genezareth aufging und die taubenetzten Blumen noch im Schatten lagen, genauso wie hier oben, hatten die Frauen das geöffnete Grab vorgefunden und einen jungen Mann in weißem Gewand dort sitzen sehen. Sie hatten die beste Nachricht gehört, die je weitergesagt wurde: »Er ist auferstanden!«

David erinnerte sich daran, wie er Lela diese Geschichte erzählt hatte. Ihr kleines, trauriges Gesicht hatte sich erhellt. Zuvor hatte sie nicht gewusst, dass Jesus auch heute noch lebt. Jetzt war ihr einsames Leben ganz verändert.

Seine umherschweifenden Gedanken kehrten zur Lesung zurück. Das Kapitel war beinahe beendet. Der letzte Befehl des Herrn Jesus ertönte klar und ernst in der Stille der Berge:

»Geht nun in die ganze Welt und verkündet allen die Gute Nachricht!«

Die Sonne stand jetzt hell über der Insel. Ihr Licht war schon von den Felsspitzen hinuntergewandert. Die kleinen Dörfer waren in Wärme und Helligkeit getaucht.

»So ist es, wenn man die Gute Nachricht verkündet«, dachte David. »Menschen, die traurig und verirrt sind, kommen zu Jesus und werden in seiner Liebe geborgen. Und dann beginnen sie dort, wo sie leben, wie die Sterne am Nachthimmel zu leuchten.«

»Die Jünger aber gingen und verkündeten überall die Gute Nachricht« – überall dort, wo Menschen in Dunkelheit lebten.

David war hellwach. Jetzt war ihm klar, dass sie nicht nach Hause zurückkehren konnten. Seine Eltern würden hierbleiben und den Menschen dieses Volkes die Gute Nachricht bringen. Lela und Waffi würden groß werden, lernen und ihren Landsleuten von Jesus erzählen. Er und Peter würden sich in England vorbereiten. Christus würde aus ihnen starke und mutige Nachfolger machen. Dann würden sie hierher zurückkehren und das Licht weiter und weiter verbreiten. Ruth und auch das neugeborene Baby würden eines Tages alt genug sein und ...

Seine Einbildungskraft ging mit ihm durch. Er blickte um sich. Die ganze Bergflanke war in Sonnenlicht getaucht. Er konnte nirgendwo einen Schatten entdecken.